

Lesebuch

für die

dritte Klasse der Volksschulen.



Kostet ungebunden	24 Kr.
„ gebunden in Leinwandrücken	33 „

Prag, 1871.

K. t. Schulbücherverlag, Karlsgasse Nr. 190—1.

Die in einem f. f. Schulbücher-Verlage
herausgegebenen Schulbücher dürfen nicht um hö-
here als die auf dem Titelblatte angegebenen
Preise verkauft werden.

ÚSTŘEDNÍ KNIHOVNA
PEDAGOGICKÉ FAKULTY
HRADEC KRÁLOVĚ

Číslo 6 1181

Inv. č. 20 72 30

Erster Abschnitt.

Erzählungen, Lieder, Sprüche.

1. Alles mit Gott.

Mit Gott fang' ich die Arbeit an,
weil Gott allein mir helfen kann.
Wenn Gott nicht hilft, so kann ich nichts;
wo Gott nicht spendet, dort gebriecht's.

2. Fleiß und Ausdauer.

Ein Mann, welcher gern das stille Treiben kleiner Thiere beobachtete, sah einst einer Ameise zu, wie sie sich alle Mühe gab, einen Holzsplitter nach ihrem Baue zu tragen. Der Splitter aber war größer als die Ameise selbst, und entfiel ihr fortwährend; sie jedoch nahm unverdrossen die Last immer wieder in Angriff.

Neunundzwanzigmal brachte die Ameise den Splitter bis zur Höhe des Baues; eben so oft rollte sie sammt ihrer Bürde den Abhang hinab.

Schon glaubte der Mann, das ermüdete Thierchen werde seine Versuche einstellen; allein es ließ sich nicht abschrecken. Zum dreißigstenmale nahm es seine Bürde auf, und siehe! es brachte dieselbe jetzt glücklich zur Höhe des Hügel.

Was kann wohl ein Schüler von dieser Ameise lernen?

3. Lob der Arbeit.

1. Arbeit macht das Leben süß, macht es nie zur Last; der nur hat Bekümmerniß, der die Arbeit haßt. Kräfte gab uns die Natur zu Beruf und Pflicht, nur der Müßiggänger klagt, und wirkt nicht.

2. Arbeit ist der Menschen Loß. Ohne Müß und Fleiß wird kein Mensch auf Erden groß, Ehre fordert Schweiß. Bei Gebet und Arbeit nur lebt man menschlich schön; keinen Staub in der Natur sieht man stille stehn.

3. Arbeit und Betriebsamkeit geben Ehr' und Brot. Müßiggang und Schläfrigkeit sind schon halber Tod. Bei Geschäften wird man alt, jeder hat uns lieb; doch den Faulen nennt man bald einen Tagedieb.

4. Arbeit nur gibt frohen Muth und zufriednen Sinn, schafft im Körper rasches Blut, lohnet mit Gewinn. O, wer wollte nun nicht gern stets geschäftig sein, nicht sein Leben Gott, dem Herrn, wohlgefällig weihn!

4. Kann man's allen Deuten recht machen?

Ein Bauer und sein Sohn trieben einen Esel in die Stadt, um ihn auf dem Markte zu verkaufen. Da begegnete ihnen ein Reiter, der sagte: „Pferde und Esel sind da, daß man auf ihnen reite; warum setzt sich keiner von euch auf?“ „Der Mann hat Recht,“ sagte der Sohn, bestieg den Grauen, und der Vater gieng nebenher. Bald darauf begegnete ihnen ein Fuhrmann, der rief dem Knaben zu: „Du ungerathener Junge! schämst du dich nicht zu reiten, während dein Vater zu Fuße geht?“ Beschämt stieg der Sohn ab, und der Vater nahm dessen Stelle ein. Nach einer Weile kam eine Bäuerin, des Weges, die eine schwere Bürde trug. Kaum war sie der beiden ansichtig, so rief sie: „Das ist ein unbarm-

herziger Vater, der es sich auf dem Esel bequem macht, während er den armen Jungen im Noth waten läßt!"

Der Sohn lachte und sprach: „Sehen wir uns beide auf den Grauen, dann wird's doch endlich den Leuten recht sein!“ Dabei schickte er sich an, hinter dem Vater Platz zu nehmen. Ein Schäfer aber, der am Wege stand, und die Worte des Knaben gehört hatte, rief den beiden voll Unwillen zu: „Ihr Thierquäler! das arme Thier vermag kaum den Alten zu tragen, es müßte ja zugrunde gehen, wenn ihr euch beide darauf setztet.“

Da stieg auch der Vater wieder ab; der Sohn aber fragte voll Verdruß: „Was sollen wir doch mit dem Esel anfangen, um es den Leuten recht zu machen? Sollen wir ihn etwa an einer Stange zu Markte tragen?“ Der Vater aber sprach: „Daraus kannst du lernen, mein Sohn, daß man es nicht allen Leuten recht machen kann.“

5. Gott macht alles gut.

Vater Gottfried pflegte des Abends seine Kinder um sich zu versammeln, um ihnen etwas zu erzählen. Oft erzählten auch die Kinder eine biblische Geschichte, die sie in der Schule gehört hatten.

Eines Abends hatte eines der Kinder die Geschichte von Josef und seinen Brüdern erzählt. Als die Erzählung zu Ende war, sagte der Vater: „Ihr seht, Kinder, oft ist es gut, eine Zeit lang Noth und Leiden zu erdulden. Gott schickt zuweilen Prüfungen, die uns jedoch stets zum Heile

gereichen. Ich habe das an mir selbst erfahren, wie ihr sogleich hören werdet." Und der Vater erzählte:

"Ich hatte einmal Gelegenheit, mit einem Kaufmanne bekannt zu werden, der über das Meer reisen wollte. Derselbe forderte mich auf, ihn zu begleiten und stellte mir großen Gewinn in Aussicht. Ich entschloß mich, die Fahrt mitzumachen, und wir rüsteten uns zur Abreise. Schon war der Tag bestimmt, an dem wir das Festland verlassen sollten, da verfiel ich in eine schwere Krankheit, die mich geraume Zeit an's Lager fesselte. Das Schiff gieng ohne mich ab, und all die schönen Hoffnungen, die ich mir gemacht hatte, waren dahin. Das schien mir nun ein großes Unglück zu sein, und ich hätte in meinem Unverstande beinahe wider Gott gemurrt. — Doch wie sehr hatte ich Ursache, das Gegentheil zu thun. Nach einigen Wochen erfuhr ich nämlich, daß dasselbe Schiff gestrandet war, und daß viele der Mitreisenden in den Wellen ihr Grab gefunden hatten. Da erkannte ich Gottes weise Fügung und schämte mich meiner Unzufriedenheit.

Seit der Zeit bin ich immer mit meinem Schicksale zufrieden gewesen, selbst dann noch, wenn ich auch nicht begreifen konnte, wozu mir dieses oder jenes gut sein möchte. Und wie könnten wir Menschen das auch, da uns die Zukunft verborgen ist; die kennt nur Gott, und er macht alles wohl."

6. Ein bekehrter Neger.

Ein armer Neger war an der Küste Afrika's gekauft, und nach den westindischen Inseln (in

Amerika) gebracht worden. Er wurde Christ, und da er sich bei seinem Herrn durch gute Aufführung beliebt gemacht hatte, schenkte ihm dieser volles Vertrauen und übergab ihm wichtige Geschäfte.

Eines Tages wollte der Pflanzer zwanzig Sklaven kaufen. Er begab sich zu diesem Behufe mit seinem getreuen Tom auf den Markt, wo diese Unglücklichen zum Verkaufe ausgesetzt waren, und befahl ihm diejenigen auszuwählen, die er für geeignet halten würde.

Zu seiner großen Verwunderung stellte ihm Tom neben andern auch einen hinfälligen Greis vor, als einen, den man kaufen sollte. Der Herr gab seine Einwilligung nicht dazu, und Toms Wunsch wäre gewiß nicht in Erfüllung gegangen, wenn der Sklavenhändler nicht versprochen hätte, den alten Neger in den Kauf zu geben, wenn man zwanzig andere kaufte. Das geschah auch.

Nachdem die gekauften Neger in der Pflanzung angekommen waren, wurde Tom nicht müde, dem Greise die zärtlichste Sorgfalt zu erweisen. Er beherbergte ihn in seiner Hütte und nährte ihn später an seinem Tische; wenn den Alten froh, so führte er ihn an die Sonne; klagte er über Hitze, so brachte er, ihn in den Schatten der Bäume. Kurz, er that alles, was nur immer ein zärtlicher Sohn seinem Vater thun könnte.

Erstaunt über diese auffallende Zuneigung, die Tom seinem Dienstgefährten erwies, forschte der Herr nach der Ursache derselben.

„Ist der Alte dein Vater?“ fragte er Tom eines Tages.

„Nein, Herr, er ist nicht mein Vater.“

„Ist er vielleicht dein älterer Bruder?“

„Nein, er ist auch nicht mein Bruder.“

„Ist er vielleicht dein Oheim, oder jemand anderer von deinen Verwandten? denn ich kann nicht begreifen, weshalb du einem ganz Fremden so viel Liebe erweist.“

„Nein, Herr, er gehört auch nicht zu meinen Verwandten; er ist nicht einmal mein Freund.“

„Nun, so sage mir, warum du so liebreich gegen ihn bist?“

„Er ist mein Feind,“ antwortete der Sklave; „er hat mich den weißen Männern auf der Küste von Afrika verkauft; aber ich darf ihn nicht hassen, denn der Vater (Missionär) hat mir gesagt: „Liebet eure Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, welche euch verfolgen und verleunden, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel, der seine Sonne über die Guten und Bösen aufgehen, und über die Gerechten und Ungerechten regnen läßt.““

7. Bescheidenheit siegt.

1. Die Lerche singt, der Kukuk schreit, Krieg führt die ganze Welt. Es fängt nun an ein großer Streit in Wald und Wief und Feld.

2. Die Blumen streiten heftiglich, wer wohl die schönste sei; die Rose aber denkt für sich: das ist mir einerlei!

3. Und auch die Vögel streiten sich um ihren Sang und Schall. „Was aber soll das kümmern mich?“ so sagt die Nachtigall.

4. Da mischet sich der Frühling drein: „Was,“ spricht er, „soll der Krieg? Der Nachtigall und Ros' allein gebürt der Preis und Sieg.“

5. So laßt uns wie die Rose sein und wie die Nachtigall; bescheidne Herzen, schön und rein, die stegen überall.

8. Der Magnet.

Emil klagte seinem Vater eines Tages, er werde mit den Schularbeiten nicht fertig. „Erst war der Lehrer zufrieden, wenn ich ein paar Zeilen schrieb,“ sagte Emil; „jetzt füllen meine Aufgaben mehrere Seiten, und außerdem muß ich noch über den Büchern sitzen und lernen.“

Der Vater entgegnete: „Du wirst älter, mein Sohn, und da das Leben gar viel von uns fordert, und mancherlei Lasten auf unsere Schultern legt, so ist es gut, wenn wir frühzeitig unsere Kräfte üben.“

Emil seufzte jedoch und sagte: „Werd' ich denn immer so viel zu thun haben?“

„Mein Kind,“ sprach der Vater, „die Pflichten, die das Leben auferlegt, nehmen auf Erden niemals ein Ende; sie wachsen mit jedem Jahre. Was du jetzt mit Mühe vollbringst, ist, gegen die Arbeiten deines älteren Bruders gehalten, ein Kinderspiel. Und doch erscheinen dessen Aufgaben, mit den meinigen verglichen, unbedeutend. Es ist jedes Menschen Pflicht, so viel er vermag, zu schaffen und zu wirken.“

Emil wurde ernst und sagte nach einer Weile: „Wie soll ich es aber anstellen, so viel zu vollbringen! Und wie machst du es denn, lieber Vater, daß du dieß alles leisten und fördern kannst, und dabei doch immer so frohen Muthes bist?“

Lächelnd erwiderte der Vater: „Sieh diesen Magnet, der neben der Stubenthür hängt und mit Schlüsseln belastet ist! Kannst du dich erinnern, wie ich vor einigen Jahren das seltsame Metall

brachte, wie ihr alle kamt und seine Kraft prüfen wolltet? Ihr versuchtet Schlüssel daran zu hängen, die aber alle zu Boden fielen."

"Das weiß ich sehr wohl," bemerkte Emil, "du sagtest, der Magnet sei noch ungeübt, und könne im Anfange nur leichte Eisenkörper tragen. Darauf hingst du vorsichtig einen kleinen Schlüssel daran, fügtest später einen andern, schon größeren dazu, und fuhrst so fort, bis der Magnet nach Verlauf eines Jahres alle Schlüssel des Hauses trug."

"Stehst du, mein Kind," fuhr der Vater fort, "so wächst mit der Übung die Kraft. Auch ich war ungeübt und schwach; aber was man mir auftrug, übernahm ich mit Freuden. Bald war ich im Stande auch Schweres zu vollbringen, das machte mich froh und zufrieden."

Jetzt erkannte der Knabe das Gleichnis und blickte ermuntert zum Vater empor. Der aber legte seine Rechte auf des Sohnes Haupt und sagte: "In Zukunft wirst du den Magnet nicht ohne Nutzen betrachten."

9. Die Finger.

Einst stritten die Finger hin und her, wer wohl der wichtigste von ihnen wär'. "Still da, der stärkste, der bin ich! Ihr seid nichts nütze ohne mich! Mehr als ihr vier thu' ich allein; drum muß ich euer König sein!" — So sprach der Daumen.

Schon geringer erhob die Stimm' der Zeigefinger: "Die größt'n und die feinst'n Sachen kann ich allein am besten machen. Der stetigste und tüchtigste bin ich, und darum der wichtigste!"

Der Mittelfinger rief: "Lernt Sitte! Als Herr steh' ich in eurer Mitte, ich bin der längste und der größte, und darum auch der allerbeste!"

Da sagte der Goldfinger: „Seht, ich merke, daß ihr nichts versteht; mich schmücken Gold und Edelstein, drum muß ich mehr als ihr doch sein.“

Der kleine Finger stille schwieg, und mischte sich nicht in den Streit. Da riefen ihm die andern zu: „Sprich doch, was nüttest eigentlich denn du?“

Er sprach: „Geschaffen hat mich Gott wie euch — doch nicht zu eurem Spott. Der mich gebildet, wird auch wissen, wozu ich werde nützen müssen. Er hat ja alles in der Welt an seinen rechten Platz gestellt! Wer thut und leistet, was er kann, was Gott will, der hat recht gethan.“

Die andern hörten, was er sprach, und dachten wohl darüber nach. Still überlegten sie es sich und sprachen dann einmüthiglich: „Hast wahr gesprochen, lieber Kleiner; du bist so gut als unser einer.“

10. Redlichkeit bringt Segen.

In einem Gebirgsdorfe wohnten zwei Bauern, deren Acker und Wiesen aneinander gränzten; der eine wohnte auf der Hüh', der andere im Thal. Der auf der Hüh' war ein eifriger Mann, stand früh auf und gieng spät zu Bette, und den Tag über legte er die Hände auch nicht in den Schoß. Der im Thal aber war kein Freund der Arbeit und machte sich gern einen guten Tag. Und da er beim Nichtsthun es nicht so weit brachte als der andere bei seinem Fleiße, war er voll Neid gegen ihn, und suchte bald dieß, bald jenes hervor, um Unfrieden zu stiften.

Zur Zeit, als das Gras gemäht werden sollte, trat einmal schlechtes Wetter ein. Es regnete Tag für Tag, das Gras wurde überreif zum Mähen, und schon fürchteten die Bauern, die Mahd werde zugrunde gehen. Da änderte sich eines Tages der Wind, und wer sich ein wenig auf das Wetter verstand, vermuthete jetzt schöne Tage.

Der achtsame Bauer hatte die erfreulichen Vorboten des günstigen Wetters gleich bemerkt und sah sich nach Leuten um, die ihm am andern Morgen bei der Arbeit helfen sollten. Und da er im Dorfe keine mehr finden konnte, ließ er sich's nicht verdrießen, noch am späten Abend den Weg in's Nachbardorf zu machen, wo Arbeitsleute für Geld und gute Worte zu bekommen waren.

Sein Nachbar aber hatte nicht Zeit gefunden, sich um's Wetter zu bekümmern; er saß im Wirtshause bis in die Nacht, und trank; und als er spät nach Hause gieng, dachte er weder an's Wetter, noch an seine Wiese. Erst am Morgen fiel's ihm auf, daß keine Wolke mehr am Himmel war.

„Heut wär' ein Tag zum Heumachen!“ dachte er bei sich; „wenn ich nur gleich Leute hätte.“ In demselben Augenblicke kamen die Mäher, die sein Nachbar gedungen hatte, an dem Fenster vorbei, drei Männer und ein Weib. Sie trugen die Sensen auf den Schultern und sangen ein fröhliches Lied.

Da rief sie der Bauer an: „Wohin, ihr Leute?“ „Auf die Hochwiese,“ antworteten sie; „wir sind dorthin bestellt.“

„Bleibt da unten,“ redete er ihnen zu: „bei mir gibt's auch Arbeit; was der Nachbar zahlt, das zahl' ich auch und noch einen Zwanziger mehr. Besinnt euch nicht lange und bleibt da.“

Als die Leute das hörten, blieben sie stehen und besannen sich eine Weile. „Das klingt nicht schlecht!“ sagte einer zu dem andern; „die Arbeit ist hier nicht größer als dort, aber der Lohn ist

hier besser; obendrein brauchen wir auch nicht den Berg hinauf zu steigen." Kurz und gut, den Männern gefiel der Handel, und sie giengen ihn ein; das Weib aber behielt die Sense auf der Schulter und sah die Männer verwundert an.

"Ich bin," sprach sie, "eine arme Witwe und habe nichts zu verschenken, und ein Zwanziger mehr oder weniger macht mir einen Unterschied. Aber ich habe in der Schule gelernt: Wahrhaftiger Mund besteht ewiglich, und der Gerechte hat's besser als der Ungerechte. Was man versprochen hat, das soll man auch halten. Wollt ihr nicht mitgehen, so behüt' euch Gott; ich gehe, wohin ich bestell' bin." — Und so schritt sie allein die Höhe hinan, während die Männer unten blieben und ihr gegebenes Wort um des Gewinnes willen brachen.

Auf der Hochwiese war indes der fleißige Bauer mit zwei Knechten schon an der Arbeit. Als aber von den gedungenen Mähern nur das Weib kam, fragte er verwundert, wo die andern geblieben seien; und die Frau erzählte ihm, was sich begeben hatte. Da sagte der Bauer: "Nun, sie haben's so gewollt; ich wünsche, daß sie's nicht bereuen. Schau du nur recht zur Arbeit; es soll dein Schade nicht sein." Und wirklich war die Witwe frisch bei der Hand, und brachte mehr vor sich als jeder andere; denn sie war die Arbeit gewohnt, flink und unermüdblich, und in ihrem Herzen fühlte sie keinen Vorwurf.

Als nun der Bauer ihren Fleiß sah, dachte er bei sich: "Das Weib verdient es, daß ich ihr eine Freude mache; sie ist eben so fleißig als

rechtschaffen.“ Und als der Abend kam, zahlte er ihr den bedungenen Taglohn aus; obendrein aber noch einen blanken Thaler. „Der ist dafür,“ sagte er, „daß du redlich dein Wort gehalten hast. Thu's immer so, und der Segen Gottes wird nicht ausbleiben.“ Die arme Witwe konnte sich vor Überraschung kaum fassen. Tränen traten ihr in die Augen, und freudig rief sie: „Bergelt's Gott tausendmal! Das bring' ich meinen Kindern heim.“

Unterdessen war es auf des Nachbars Wiese nicht so friedlich hergegangen. Der Bauer hatte den drei Mähern den Fleck gezeigt, der den Tag über abgemäht werden sollte. Da gab's den ersten Streit. Der Fleck sei viel zu groß für einen Tag, meinten sie; der gebe genug zu thun für zwei Tage. Sie behielten ihre Sensen auf den Schultern und machten Miene fortzugehen. Der Bauer mußte es sich endlich gefallen lassen, daß die Arbeiter ihm den Fleck bestimmten und sprachen: „Bis hieher mähen wir heut, und weiter nicht; das andere morgen um den gleichen Lohn!“

Als die Arbeit begonnen war, gieng der Bauer in's Haus zurück, schickte den Mähern zu Mittag ihr Essen, und sah sich nach der Arbeit nicht weiter um, bis der Abend herankam. Da machte er freilich große Augen, als er sah, daß auch nicht einmal der bedungene Fleck abgemäht war. Denn wenn der Herr nicht bei der Arbeit ist, geht sie schlecht von statten. Als nun der Bauer den Mähern Vorwürfe machte, sagten sie: „Wir haben gethan, was wir konnten, jetzt wollen wir unsern Lohn.“ Der Bauer aber sagte: „Die Arbeit ist

nicht des gewöhnlichen Taglohnes wert, viel weniger einen Zwanziger darüber.“ Ein Wort gab das andere; die Mäher schrien, der Bauer schrie; und endlich legte dieser den Männern ihren Taglohn hin, aber ohne den verheißenen Zwanziger, und rief: „Da habt ihr, und wenn's nicht recht ist, der gehe hin und verkloge mich!“ — Die Mäher aber nahmen ihr Geld und zogen brummend ab; zum Verklagen hatten sie keinen Muth.

Und als sie auf dem Heimwege an dem Kreuze vorbeikamen, das am Hügel stand, kniete die Witwe dort und betete. Von der erfuhren sie nun etwas, woraus sie sich eine gute Lehre nehmen konnten.

Wer andern eine Grube gräbt, fällt oft selbst hinein. — Behandle deine Nebenmenschen so, wie du wünschest von ihnen behandelt zu werden. — Was du versprochen hast, das sollst du halten, auch wenn es dir Schaden bringt. — Man soll sich nicht wie eine Fahne nach dem Winde drehen. —

11. Genügsamkeit.

Wird von Gott dir viel beschieden, nimm es froh und dankbar an; ist es wenig, sei zufrieden, und begnüge dich daran.

Wechsel ist bei allen Gaben, die der Herr uns gibt und nimmt; sie sind, dauernd uns zu laben, von dem Himmel nicht bestimmt.

Freuden, die uns stets begleiten, gibt die Tugend nur allein. Die kannst du dir selbst bereiten, und sie bleiben ewig dein.

12. Kindesliebe und Vätertreue.

Ein Fürst ritt spazieren und traf einen Landmann beim Ackergeschäfte an; er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht des Landmannes

Eigenthum sei, sondern daß dieser ihn nur als Tagelöhner bearbeite, und dafür nicht mehr als 60 Kreuzer Taglohn erhalte. Der Fürst fragte den Mann voll Bewunderung: „Wie ist es denn möglich, mit diesen paar Kreuzern täglich auszukommen und dabei noch guter Dinge zu sein?“

Lächelnd entgegnete der Arbeiter: „Für meine Person reicht ein Drittel des Lohnes aus, mit dem zweiten Drittel zahl' ich Schulden ab, und das übrige leg' ich auf Zinsen an. Damit ist für Gegenwart und Zukunft gesorgt und der Vergangene auch nicht vergessen; bei solcher Rechnung bleibt man guten Muthes.“ Das war dem Fürsten ein neues Räthsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort: „Das ist einfach so: ich theile meinen Verdienst mit meinen betagten Altern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem Alter auch nicht verlassen werden.“

War das nicht gut gesagt, und noch schöner und edler gedacht und gehandelt?

Der Segen des Vaters befestigt die Häuser der Kinder, aber der Fluch der Mutter zerstört sie vom Grunde aus.

Mein Kind, nimm dich des Vaters im Alter an, und betrübe ihn nicht, so lange er lebt; und wenn seine Sinne abnehmen, so halte es ihm zu gute, und verachte ihn nicht in deiner Kraft; denn die Wohlthat, die du deinem Vater erzeigt hast, wird nimmermehr vergessen.

13. Wer gibt nach?

Zwei Fuhrleute begegneten einander in einem Hohlwege. „Fahre mir aus dem Wege!“ rief der

eine. „Ei so fahre du mir aus dem Wege!“ schrie der andere. „Ich will nicht!“ sagte der eine. „Ich auch nicht!“ entgegnete der andere. Weil keiner nachgab, kam es zu heftigem Zank. „Höre du,“ sagte endlich der erste, „jetzt frage ich dich zum letztenmal: willst du mir aus dem Wege fahren oder nicht? — thust du's nicht, so mache ich's mit dir, wie ich es heute schon einem gethan habe.“

Das schien dem andern doch eine bedenkliche Drohung. „Nun“, sagte er, „so hilf mir wenigstens deinen Wagen ein wenig bei Seite schieben; ich kann ja sonst beim besten Willen nicht ausweichen.“

Dazu war jener bereit, und in wenigen Minuten war die Ursache des Streits behoben. Ehe sie aber schieden, sagte der, welcher aus dem Wege gefahren war, zu dem andern: „Höre, du drohstest doch, du wolltest es mit mir machen, wie du es heute schon mit einem gethan. Sage mir, was thatest du jenem?“

„Ja, denke dir,“ sagte der andere, „der ungeschickliche Mensch wollte mir nicht aus dem Wege fahren, — da fuhr ich ihm aus dem Wege.“

14. Morgenlied.

1. Verschwunden ist die finst're Nacht, die Lerche schlägt, der Tag erwacht; die Sonne ist mit Prangen am Himmel aufgegangen.

2. Sie scheint in Königs Prunkgemach, sie scheint durch des Bettlers Dach, und was in Nacht verborgen war, das macht sie kund und offenbar.

3. Lob sei dem Herrn und Dank gebracht, der über unserm Haus gewacht, mit seinen heil'gen Scharen uns gnädig wollt' bewahren.

4. Wohl mancher schloß die Augen schwer und öffnet sie dem Licht nicht mehr; drum freue sich, wer neu belebt, den freien Blick zur Sonn' erhebt.

15. Woltemade.

Ein holländisches Schiff, das nach Ostindien segelte, lag an der Südspitze Afrika's — dem Vor= gebirge der guten Hoffnung — vor Anker und war= tete auf einen günstigen Wind zur Abfahrt. Plötz= lich aber erhob sich ein heftiger Sturm, der zwei Tage und zwei Nächte ununterbrochen tobte. Das Schiff wurde bald mit Wellen bedeckt, bald hin und Her geschleudert. Endlich, am dritten Tage — es war der 1. Juni 1773 — ward der Sturm so heftig, daß alle Ankerselle rissen und das Schiff den Fluten preisgegeben war. Die Wogen warfen es mit solcher Gewalt auf eine Sandbank, daß es in seinen Fugen krachte! Nun stand es fest; aber die Wellen spülten ein Stück nach dem andern weg, und es war gewiß, daß das Schiff bald sinken müsse. Wie dem Schiffsvolke dabei zu Muth war, läßt sich nicht beschreiben.

Das Schiff war nur einige hundert Schritte vom Lande entfernt; eine Menge Menschen stand am Ufer und sah die Gefahr, in welcher die Mann= schaft schwebte. Herzerreißend schrien die Unglück= lichen um Hilfe, aber niemand hatte den Muth, Hand anzulegen, weil jeder fürchtete, sich dem augen= scheinlichen Tode zu überliefern. Nur ein Greis von siebenzig Jahren fühlte sich beherzt genug, sein Leben einzusetzen. „Sind wir Menschen,“ rief er, „und sollten müßig zusehen, wie Menschen vor unsern Augen zugrunde gehen! Herzu an's Werk! Helft! oder ihr seid keine Menschen.“

Die Umstehenden entgegneten, sie wollten gerne helfern, allein es sei ja ganz unmöglich.

„Wer will, der kann!“ ruft Woltemade aus, eilt nach Hause, besteigt sein Pferd, läßt die Füße an den Steigbügeln festbinden und stürzt sich in Gottes Namen mit dem Pferde in's Meer. Man mahnt ab, aber er kehrt sich nicht daran, schon arbeitet er sich mit dem treuen Pferde durch Sturm und Wellen und erreicht wirklich das Schiff. „Verzagt nicht!“ ruft er den Geängstigten zu. „Zwei von euch springen herab und halten sich an dem Schweife des Pferdes. Gott wird uns hinüber helfen. Dann komm' ich wieder und hol' andere zwei. Aber nur zwei auf einmal! um Gotteswillen nicht mehr!“

Zwei Menschen springen herab vom Schiffe, halten sich fest an dem Schweife des Pferdes; Woltemade arbeitet sich mit ihnen durch Sturm und Wellen zurück und bringt sie wohlbehalten an's Land. Die Zuschauer sind sprachlos vor Erstaunen, die Geretteten wissen ihrer Dankbarkeit kein Maß; Woltemade aber sieht nicht auf die, welche gerettet sind, sondern auf jene, welche der Rettung harren. Er hat das Angstgeschrei der Unglücklichen in der Nähe gehört, hat ihre Angst gesehen, und sein Wille, sie zu retten, ist um so fester geworden.

Er begibt sich wieder in's brausende Meer, kommt abermals an das Schiff und ruft: „Wieder zwei!“ Sie springen herab, erfassen wieder den Schweif des Pferdes, und auch sie sind gerettet. Siebenmal wagt der edle Greis sein Leben — siebenmal kommt er an's Land; vierzehn Menschen stehen gerettet am Ufer.

Aber noch sind einige auf dem Schiffe, das nicht lange mehr dem Wogenbrange Widerstand

leisten kann. Trotz der abmahrenden Bitten seiner Freunde geht Woltemade zum achtenmale an's Rettungswerk. Beim Schiffe angelangt, ruft er wie zuvor: „Nur zwei, mehr nicht!“ Aber er ruft umsonst.

Drei springen zugleich herab. Zwei ergreifen des Pferdes Schweif, der dritte den Zaum desselben. Doch jetzt ist die Last zu schwer. Vergebens strengt das arme Thier die letzte Kraft an, sie ist erschöpft — es sinkt. Vier Menschen sinken mit ihm; der edle Woltemade stirbt für seine Brüder.

16. Der Pfau und der Haushahn.

Ein eitler Pfau sprach einst zu einem Hahn: „Ein jeder schaut mich mit Verwund'ring an; allein, wer hätte nicht auch etwas auszusagen? Der eine tadelt mein Geschrei, ein and'rer sagt, die Beirle sei'n nicht schön, anstatt am Glanz sich zu ergehen, womit mein Schweif im Sonnenschein so herrlich prangt. Wie kann man so vermessen und ungerecht in seinem Urtheil sein? Man sollte dankbar sich des Schönen freu'n!

„Mein lieber Pfau,“ fiel ihm der Haushahn ein, „man würde gern Geschrei und Fuß vergessen; allein du willst gepriesen sein und jedem mit Gewalt gefallen, und so, mein Freund, misfällt du allen.“

17. Der bestrafte Geiz.

Im Morgenlande hat sich einst folgende Begebenheit zugetragen. Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch genäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung an, und zwar

hundert Gulden. Ein ehrlicher Mann hatte den Fund gemacht und meldete sich bei dem Reichen. „Ich hab' ein Päckchen gefunden,“ sagte er; „der Beschreibung nach wird's das deine sein. Es macht mir Freude, dir dein Eigenthum bringen zu können.“ Das war schön. Der andere nahm begierig das Päckchen und machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verlorenes Geld wieder hatte. Denn wie es um sein Herz aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen nach, wie er den treuen Finder um die versprochene Belohnung bringen könne.

„Guter Freund,“ sprach er hierauf, „es waren eigentlich achthundert Gulden in das Tuch genäht; ich finde aber nur siebenhundert Gulden. Du wirst also wohl eine Naht aufgetrennt und deine hundert Gulden Belohnung schon herausgenommen haben. Das hast du klug gemacht. Ich danke dir. Wir sind quitt.“

Das war nicht schön!

Doch hören wir, was sich weiter zutrug.

Ehrlich währt am längsten, und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die hundert Gulden, als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er's gefunden habe. Da sie nicht einig werden konnten, giengen sie mit einander zum Richter. Beide bestanden auch hier auf ihrer Behauptung: der eine, daß achthundert Gulden eingenäht gewesen seien, der andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht geöffnet habe.

Da war guter Rath theuer. Aber der Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern bald erkannte, griff die Sache so an. Er ließ sich von beiden über das, was sie aus sagten, eine feierliche Versicherung geben, und that hierauf folgenden Ausspruch: „Wenn der eine von euch achthundert Gulden verloren, der andere aber nur ein Päckchen mit siebenhundert Gulden gefunden hat, so kann auch das Geld des letzteren nicht das nämliche sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück, und behältst es in guter Verwahrung, bis einer kommt, welcher nur siebenhundert Gulden verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rath, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine achthundert Gulden gefunden hat.“ So sprach der Richter, und dabei blieb es.

Was recht ist, das hat Gott lieb. -- Wo einer Recht fordert, da soll er Recht pflegen.

18. Rabe und Fuchs.

Ein Rabe hatte ein Stück Käse gestolen, und setzte sich auf einen Baum, um seine Beute zu verzehren. Ein Fuchs bemerkte den Dieb, läuft hinzu und spricht: „O lieber Rabe, wie glänzend sind deine Federn, und wie schön ist deine Gestalt! Mein Leben lang hab' ich keinen schönern Vogel gesehen als dich. Nur schade, daß du nicht singen kannst. Wenn du eine schöne Stimme hättest, sollte man dich zum Könige über alle Vögel machen.“

Dieses Lob schmeichelte dem Raben, und er fieng an vor Freude zu krächzen. Aber kaum hatte

er den Schnabel aufgethan, so entfiel ihm der Käse. Der Fuchs aber hob denselben rasch auf, verzehrte ihn und lachte des thörichten Raben.

19. Räthsel.

Es steht ein groß geräumig Haus auf unsichtbaren Säulen. Es nißt's und geht's kein Wandrer aus, und keiner darf drin weilen. Nach einem unbegriffnen Plan ist es mit Kunst gezimmert; es steckt sich selbst die Lampe an, die es mit Pracht durchschimmert. Es hat ein Dach kristallrein, von einem einz'gen Edelstein; doch noch kein Auge schaute den Meister, der es baute.

20. Der Kaufmann und der Seemann.

Ein Kaufmann fragte einen Seemann, was für eines Todes sein Vater gestorben sei. Der Seemann antwortete: „Mein Vater, mein Großvater und mein Urgroßvater sind auf dem Meere verunglückt.“

„Fürchtest du dich denn nicht,“ fuhr der Kaufmann fort, „zur See zu gehen?“

„Aber sage mir doch,“ versetzte der Seemann, ohne auf die Frage des Kaufmannes zu antworten, „wie ist denn dein Vater, Großvater und Urgroßvater gestorben?“

„Die sind alle in ihrem Bette gestorben,“ erwiderte der Kaufmann.

Darauf sagte lächelnd der Seemann: „Und du fürchtest dich nicht zu Bette zu gehen?“

Der Tod, gefürchtet oder ungefürchtet, ist allen gewiß. Der Tod macht alles gleich, er nimmt arm und reich.

21. Mahnung.

1. Hütet eure Zungen vor Beleidigungen! Laßt kein böses Wort hervor, schiebt den Riegel vor das Thor!

2. Hütet eure Augen! Blendung will nicht taugen. Laßt sie weg vom Bösen sehn, lehrt sie nur das Gute späh'n!

3. Hütet eure Ohren, oder ihr seid Thoren! Laßt kein böses Wort darin, es entehret euren Sinn.

4. Ohren, Augen, Zungen hütet, Hebe Zungen! Leider walten diese drei allzu rasch und allzu frei.

22. Der Lahme und der Blinde.

Ein Lahmer und ein Blinder kamen an einen Fluß und wollten sich nach dem jenseitigen Ufer begeben. „Hier ist zwar eine Furt, wie ich sehe,“ sprach der Lahme, „aber das Wasser fließt zu reißend, als daß ich's wagen könnte hindurch zu waten.“

„Hätte ich nur deine Augen,“ seufzte der Blinde, „meine Füße wären wohl stark genug; selbst eine starke Strömung sollte mich nicht umwerfen. Aber ich fürchte, von der Furt abseit und in Tiefen zu gerathen.“

„Weißt du was?“ rief freudig der Lahme, „nimm mich auf deine Schultern! mein Auge soll dich leiten, und deine Füße mögen mich tragen.“

Der Blinde war's zufrieden, und so kamen beide wohl erhalten an's jenseitige Ufer.

Ein Dienst ist des andern wert. — „Dienet einander, jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, als gute Haushälter der mannigfaltigen Gnaden Gottes.“

23. Abendlied.

1. Vollendet ist des Tages Lauf, es sinkt die stille Nacht hernieder, die Sterne gehen am Himmel auf, und sanfte Ruh stärkt unsre Glieder.

2. O du, der alles Gute schafft, hab Dank für deiner Liebe Walten! Du gabst zur Arbeit Lust und Kraft, hast uns beschirmt und erhalten.

3. Sei auch mit uns in dieser Nacht! dann schlummern wir in sicherem Frieden. Ob alles schläft, dein Auge wacht, und deine Hand bedeckt die Müden.

4. Und weckt am Morgen uns beim Licht, gehn wir gestärkt zum Tagewerke, vollbringen freudig unsre Pflicht; denn du bist unsre Hilf und Stärke.

24. Das Gespenst.

Martin schlich sich um Mitternacht in den Garten des Gutsherrn, füllte einen Sack mit Obst und wollte ihn nach Hause tragen.

Als er mit seiner Last an der Gartenmauer hinschlich, schlug es auf dem Kirchturme eben zwölf. Die Blätter rauschten schauerlich im Abendwinde, und Martin sah sich erschreckt um.

Da erblickte er neben sich einen schwarzen Mann, der gleich ihm einen Sack trug.

Zum Tode erschreckt, ließ Martin den Sack fallen, — der schwarze Mann ebenfalls. Martin lief, so schnell er konnte, — sein Begleiter desgleichen. Bis an's Ende der Gartenmauer folgte er ihm, dann verschwand er im Gebüsch.

Als Martin am andern Morgen seinen Hausgenossen bleich und verstört erschien, und diese ihn wegen seines Aussehens befragten, theilte er ihnen mit, er habe in verwichener Nacht ein Gespenst gesehen; — daß er gestolen habe, verschwieg er freilich. Bald genug sollte jedoch der Gespensterspuk aufgeklärt, und Martins schlechte That entdeckt werden, denn am nämlichen Tage ließ der Gutsherr den Martin rufen und sagte zu ihm: „Du hast vergangene Nacht im Schloßgarten Obst gestolen; der Sack, auf dem deines Vaters Name steht, hat dich verrathen. Das Gespenst aber, das dich bei deiner bösen That erschreckt hat, war dein eigener Schatten, den du an der geweihten Gartenmauer beim Mondenlichte erblicktest. So geh't's am Ende

20
jedem, der Unrecht thut: das rauschende Raub kann ihn erschrecken und sein eigener Schatten ihm Entsetzen einflößen."

Im Gefängniß fand Martin Zeit, über die Wahrheit dieser Worte nachzudenken.)

25. Führe uns nicht in Versuchung.

Im nächsten Städtchen war Kirchweih und Jahrmart; deshalb waren viele Leute aus dem Dorfe dort hingegangen, um einzukaufen und sich zu erlustigen. So war es denn am Abend gar still im Orte. Allmählich brach die Dämmerung herein, die Vögel hatten ihre Nester aufgesucht, und nur hin und wieder huschte eine Fledermaus durch die Luft.

Da kam um die Ecke eines Gehöftes ein Mann, er schlich leise und ängstlich die Mauer entlang, wo es am dunkelsten war. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, um sich scheu umzusehen, ob ihn wohl ein Mensch bemerke. Als er sicher zu sein glaubte, schwang er sich auf die Mauer, kroch auf dieser bis an's nächste Haus und verschwand in einem offenstehenden Fenster.

Der Mann hatte böse Dinge im Sinn; er gedachte die Leute im Hause zu bestelen.

Als er in der dunklen Kammer stand, in die er durch das Fenster gelangt war, und sein Ohr an die Thür des angränzenden Zimmers legte um zu lauschen, hörte er die Stimme eines Kindes, das so eben betete: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel. Amen.“

Wie ein Blitzstral trafen diese Worte sein Herz, und sein Gewissen erwachte. Er fühlte, wie schwer die Sünde sei, die er so eben begehen wollte. Er gedachte der Zeit, als ihn seine Mutter beten

gelehrt; er dachte daran, wie lang es her sei, daß er nicht mehr gebetet, und wie schlecht er geworden. Und — er wußte nicht, wie ihm geschah — mit Inbrunst faltete er die Hände und betete die Worte des Kindes nach: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel. Amen.“

Tränen entströmten seinen Augen; Gott hatte sein Gebet erhört. Auf demselben Wege, den der Mann gekommen, schlich er wieder zurück; er bereute von ganzem Herzen sein bisheriges Leben, bat Gott um Verzeihung, und dankte ihm für die Mahnung, die er ihm durch den Mund eines frommen Kindes gegeben hatte.

26. Gute Rechnung.

Der Vater klopfte an's Fenster, nickte freundlich in die Stube, und als die Kinder fröhlich an's Fenster eilten und es öffneten, sagte er: „Ich bring' euch was aus dem Garten, goldgelbe Pflaumen, groß wie Taubeneier; aber ich habe nur vier, und ich möchte doch sehen, wie ihr sie vertheilen werdet.“

Es waren aber außer der Mutter zwei Knaben und zwei Mädchen in der Stube; es sollten also vier Pflaumen unter fünf Personen getheilt werden. Das war eine schwere Rechnung, und der Vater lächelte, als die Kinder nicht wußten, wie die Theilung geschehen solle. Die kleine Sofie fand jedoch schnell Rath.

„Das will ich schon machen,“ sagte sie. „Wir theilen drei und drei. Zwei Brüder und eine Pflaume: macht drei; zwei Schwestern und eine Pflaume: macht wieder drei; zwei Pflaumen und eine Mutter: macht ebenfalls drei. Da geht alles gerade auf!“

Das war gut gerechnet, und als die Kinder nun fröhlich nach Sofiens Rechnung theilten, da lächelte der Vater noch einmal so freundlich, und die Mutter freute sich nicht weniger, — ob über die zwei oder über die vier? Das sollst du selber sagen.

27. Das Bergsmeinnicht.

Katharina wurde von ihrer Mutter herzlich geliebt; denn sie war ihr in allen Stücken gehorsam, und suchte ihr Freude zu machen, so oft sie nur konnte. Mutter und Tochter saßen eines Abends neben einander an einem Hügel, der sich hinter einem Hause erhob. Am Fuße des Hügel's floß ein Bach vorüber, dessen Rand mit Blumen geschmückt war. Das Mädchen hüpfte hinab zum Bache, sammelte einen Strauß von Bergsmeinnicht, lief damit zur Mutter zurück und sprach: „Bergsmeinnicht, liebste Mutter, vergiß mein nicht!“

„Wie könnte ich deiner vergessen?“ sprach die gerührte Mutter; „ich liebe dich ja von Herzen, und werde dich immerfort lieben, wenn du gut und gehorsam bleibst wie bisher.“

„Das will ich, liebe Mutter, ja, das will ich mein Leben lang!“ sagte Katharina, und küßte der Mutter die Hand.

Nach einer Weile sprach die Mutter: „Wenn dich diese Blümchen so natürlich an die Bitte erinnern, daß ich deiner nicht vergessen soll, um wie viel mehr, meine Tochter, sollen sie dich erinnern, des Vaters im Himmel nicht zu vergessen, welcher die Blumen des Feldes so herrlich kleidet! Und nicht nur dieses Blümchen, liebes Kind, sondern alles, was du erblickst, hat der liebe Gott

zur Freude und zum Nutzen der Menschen gemacht: hier das schöne Wiesen Thal und die Biene, die so emsig fliegt, um Honig zu sammeln; dort das fruchtbare Saatkfeld mit seinen Ähren, und den bunten Schmetterling, der darauf herumflattert. Auf jedem Werke der Schöpfung steht gleichsam vom Finger Gottes geschrieben: „O Mensch, vergiß mein nicht!“

„O, den lieben, guten Gott,“ sprach Katharina mit bewegtem Gemüthe, „werde ich niemals vergessen!“

„Aber nicht nur die Geschöpfe in der Natur,“ fuhr die Mutter fort, „sondern auch alle Schicksale, die wir erfahren, sind ein Werk Gottes, damit wir seiner gedenken. Alle Leiden und Freuden sind ein Vergißmeinnicht aus der Hand des himmlischen Vaters; denn er schickt uns beide, damit wir uns seiner erinnern und nie aufhören, seine gehorsamen Kinder zu sein.“

„Wirst du, liebes Kind, bei allem, was du in Zukunft Schönes erblickst, und bei allem, was dir begegnet, Auge und Herz gegen Himmel erheben, und den lieben Gott nimmer vergessen, sondern stets vor seinen Augen wandeln!“

„Ja, liebste Mutter,“ sprach Katharina gerührt, „nie will ich den lieben Gott vergessen und stets vor seinen Augen wandeln. Nicht wahr, Mutter, dann wird der liebe Gott auch meiner nicht vergessen, und mir es wohl gehen lassen?“

„Thu das erste beständig,“ versetzte die Mutter, „so kannst du das zweite sicherlich hoffen. Und so oft du wieder ein Vergißmeinnicht pflückst, denke in deinem Gemüthe:

In diesem Blümlein zart und fein, in jedem Werke groß und klein, in Freud' und Leid, in Wohl und Wehe, wo ich geh' und wo ich stehe, sind' ich Gott, der zu mir spricht: Liebes Kind vergiß mein nicht!“

28. Zufriedenheit.

1. Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin! Gibt Gott mir nur gesundes Blut, so hab' ich frohen Sinn und sing' aus dankbarem Gemüth mein Morgen- und mein Abendlied.

2. So mancher schwelgt im Überflus, hat Haus und Hof und Geld, und ist doch immer voll Verdruss, und freut sich nicht der Welt; je mehr er hat, je mehr er will, nie schweigen seine Klagen still.

3. Da helfst die Welt ein Jammerthal, und doch ist sie so schön; hat Freuden ohne Maß und Zahl, läßt keinen leer ausgehn. Das Käferlein, das Vögelein darf sich ja selbst des Lebens freu'n.

4. Und uns zu Liebe schmücken ja sich Wiese, Berg und Wald, und Vögel fliegen fern und nah, daß alles wiederhallt. Bei Arbeit singt die Lerch' uns zu, die Nachtigall bei süßer Ruh'.

5. Und wenn die liebe Sonn' aufgeht, und golden wird die Welt; wenn alles in der Blüte steht und Ahren trägt das Feld; dann denk' ich: „Alle diese Pracht hat Gott doch auch für mich gemacht!“

6. Dann preis' ich freudig meinen Gott und habe guten Muth, und denk': „er ist ein lieber Gott, er metzt es mit mir gut.“ Drum will ich immer dankbar sein, und mich der Güte Gottes freu'n.

29. Sparsamkeit.

Aus einer kleinen Stadt, in der eine Feuerbrunst gewüthet hatte, wurden von der Obrigkeit einige Bürger in die benachbarten Dörfer abgesandt, um dort eine Beisteuer für die abgebrannten Einwohner zu sammeln. Sie kamen unter andern früh morgens auf den Hof eines wohlhabenden Bauern. Bei ihrem Eintritt in den Hof hörten sie, wie der Bauer dem Knechte so eben einen Verweis gab, daß er die Stricke, woran die Pferde gespannt waren, über Nacht im Regen gelassen und sie nicht in's Trockene gebracht hatte.

„O, der Mann ist genau!“ sprach einer zum andern, „hier wird's nicht viel geben.“ „Wir wollen es wenigstens versuchen,“ sagte einer der Bürger, und sie giengen näher.

Der Bauer empfing die Fremden sehr freundlich, und indem er mit ihnen in sein Haus gieng, trugen sie ihre Bitte vor. Wie groß aber war ihre Verwunderung, als er ihnen bereitwillig ein ansehnliches Geschenk an Geld gab, und obendrein versprach, er wolle den Verunglückten Holz und Lebensmittel zuführen lassen.

Die Bürger konnten in ihrer dankbaren Rührung sich nicht enthalten, ihm zu gestehen, daß seine Wohlthätigkeit ihnen ganz unerwartet komme. Sie sagten ihm, der Verweis, den er vorhin dem Knechte wegen eines so unbedeutenden Versehens gegeben, hätte sie auf die Vermuthung gebracht, daß er sehr genau sein müsse und wohl wenig oder nichts geben werde.

„Liebe Freunde!“ entgegnete der Bauer, „eben dadurch, daß ich das meinige jederzeit zu Rathe hielt und auch kleine Sorglosigkeiten meiner Leute ahndete, kam ich in die glückliche Lage, gegen Nothleidende wohlthätig sein zu können.“ —

„Wer Güter dieser Welt hat, und doch, wenn er seinen Bruder Noth leiden sieht, sein Herz vor ihm verschließt, wie bleibet die Liebe Gottes in ihm?“

30. Dreierlei Freunde.

Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei von ihnen liebte er sehr, weil sie immer freundlich zu ihm waren und sich bisher stets gefällig erwiesen hatten.

Der dritte war ihm gleichgültig; denn er war von kurzen Worten und schmeichelte niemals.

Einst wurde jener Mann vor Gericht gefordert. „Wer von euch,“ sprach er zu seinen Freunden, „will mit mir gehen, und für meine Unschuld zeugen? denn ich bin hart verklagt worden.“

Da entschuldigte sich der erste seiner Freunde, daß er wegen anderer Geschäfte nicht mitgehen könne. Der zweite begleitete ihn voll Betrübniß bis zu der Thür des Gerichtssaales, dann aber wandte er sich und gieng zurück voll Furcht. Der dritte jedoch, auf den er am wenigsten gebaut hatte, gieng mit ihm hinein, redete für ihn, und legte ein so freundliches Zeugniß über den Verklagten ab, daß der Richter ihn frei sprach.

Dreierlei Freunde hat der Mensch in diesem Leben. Aber wie verhalten sie sich, wenn er von der Erde gerufen wird und vor Gottes Richterstuhl treten muß?

Geld und Gut ist sein liebster Freund, verläßt ihn zuerst und geht nicht mit ihm. — Seine Verwandten und die Genossen seines irdischen Glücks begleiten ihn bis zur Thür des Grabes, weinen und trauern um ihn, und kehren zurück in ihre Häuser.

Aber der dritte Freund, sein gutes Gewissen — begleitet ihn bis zum Throne Gottes. Es zeugt für ihn und findet Barmherzigkeit und Gnade.

31. Die Schatzgräber.

Ein bejahrter Winzer war dem Tode nahe und rief seine Söhne an's Sterbebett. Mit schwacher Stimme sprach er zu ihnen: „Meine Kinder, in unserm Weinberge liegt ein großer Schatz.“ „An

welcher Stelle?" fragten die Söhne wie aus einem Munde. „Grabt nur,“ waren des Vaters letzte Worte; dann starb er.

Nachdem die Söhne die Leiche des Vaters zur letzten Ruhe bestattet, begannen sie sogleich den Weinberg mit Hacke und Spaten zu durchsuchen. Jede Scholle wurde zerschlagen und man warf die aufgewühlte Erde sogar durch das Sieb, allein es war kein Schatz zu finden. Verdrießlich gaben die Brüder ihre Arbeit endlich auf und wandten den Weinstöcken ihre Sorgfalt zu.

Doch im nächsten Herbst nahmen sie mit freudigem Erstaunen wahr, daß jeder Stock im Vergleich zu den früheren Jahren dreifach trug. Die Auflockerung des Bodens hatte das Gedeihen der Reben gefördert. Jahraus jahrein verfuhrn sie in ähnlicher Weise, und hoben als Lohn für fleißige Wartung des Weinberges reiche Schätze aus demselben. Jetzt verstanden sie das weise Wort des sterbenden Vaters.

32. Das Lied vom Samen Korn.

1. Der Sä'mann streut mit voller Hand den Samen auf das weiche Land, und wundersam! was er gesät, das Körnlein — wieder aufersteht.

2. Die Erde nimmt es in den Schoß, und macht es von der Hülle los; ein zartes Keimlein kommt hervor und hebt sein röthlich Haupt empor.

3. Es steht und freieret nackt und klein und steht im Thau und Sonnenschein. Die Sonne schaut von hoher Bahn der Erde. Kindlein freundlich an.

4. Bald aber naht Frost und Sturm, und schen verbirgt sich Mensch und Wurm; das Pflänzlein kann ihm nicht entgeh'n, und muß im Wind und Wetter steh'n.

5. Doch schadet ihm kein Leid und Weh, der Himmel schickt den weichen Schnee und deckt der Erde Kindlein zu, nun schlummert es in stiller Ruh'.

6. Bald flieht des Winters trübe Nacht, die Lerche singt, das Korn erwacht, der Lenz heißt Baum und Wiesen blüh'n, und schmückt das Feld mit frischem Grün.

7. Voll krauser Ähren, schlank und schön, muß nun das Halmenfeld ersteh'n, und wie ein grünes, stilles Meer wogt es im Winde hin und her.

8. Nun schaut vom hohen Himmelszelt die Sonne auf das Ährenfeld; die Erde ruht im stillen Glanz, geschmückt mit gold'nem Arntekranz.

9. Die Arnte naht, die Sichel klingt, die Garbe rauscht, zum Himmel bringt der Freude lauter Jubelsang, des Herzens stiller Preis und Dank.

33. Räthsel.

Ohne Zunge, ohne Lunge, bin ich d'rum doch nicht stumm; denn zur rechten Zeit geschlagen, weiß ich tausenden zu sagen, was sie sollen, wenn sie wollen. Ohne Streben, ohne Leben, ohne Schmerz, ohne Herz, stimm' ich dennoch mit der Menge ein in ihre Chorgesänge, bald in Freuden, bald in Leiden.

34. Der Hund und der Wolf.

Ein Schäfer war bei seiner Herde eingeschlafen. Dieß bemerkte der Wolf und gab sich alle Mühe, ihm ein Schaf zu rauben. Bei seinem Anschläge war ihm jedoch der treue Schäferhund hinderlich. Der Wolf sprach daher zu ihm: „Du plagst dich doch gar zu sehr, guter Filax! Ich bewundere deine Geduld und deine unermüdbliche Wachsamkeit. Du bist unaufhörlich für das Wohl der Herde besorgt; wirst du denn des beständigen Wachens nicht müde?“

„Müde, sagst du?“ entgegnete der treue Hund „im Ausüben seiner Pflicht darf man nicht müde werden, so lange man die Kraft dazu besitzt.“

„Das ist wahr,“ sprach der Heuchler; „aber steh das Beispiel deines eigenen Herrn, der sich

soeben der sanften Ruhe überläßt. Das sollte dich lehren nicht gar so gewissenhaft zu sein, und mehr an dich selbst zu denken. Gönn' dir doch auch ein wenig Ruhe!"

"Eben weil ich das Zutrauen meines Herrn besitze," erwiderte der treue Filax, "darf ich meine Pflicht um so weniger verlegen."

Damit begann der Hund so laut zu bellen, daß der Schäfer erwachte und vereint mit ihm die böshafte Absichten seines alten Feindes vereitelte.

Was ich denk' und thn', traun' ich andern zu. — Das Gesicht verräth den Wicht. — Augenfreund, Rückenfeind. — Lob ist Thorenprob'. — Ein Schmeichler, ein Heuchler.

35. Berufstreue.

Mitten im Meere scheiterte ein Schiff. Mit genauer Noth rettete sich die Mannschaft auf Fahrzeugen. Nur die Kranken, welche sich im untern Schiffsraume befanden, waren zurückgeblieben; sie vermochten nicht sich selbst zu helfen, und von den andern hatte jeder nur an seine eigene Rettung gedacht.

Schon waren die Fahrzeuge mit Menschen gefüllt, da vermißte man den Priester des Schiffs. Bruder und Oheim desselben riefen angstvoll seinen Namen. Der Diener des Herrn erschien auf dem Verdeck und rief ihnen zu: „Reiset wohl, ihr Freunde meines Lebens! Meine Pflicht gebietet mir zu bleiben! Lebet wohl!“

Dann eilte der fromme Mann hinab in den dunklen Schiffsraum, spendete dort den Unglücklichen die Tröstungen der Religion, betete und starb mit ihnen.

36. Die beiden Wanderer.

Zwei Wanderer zogen gemeinsam über Land. Als sie am Abend in einer Herberge übernachteten, erscholl plötzlich der Ruf: „Feuer, Feuer!“ Da sprang der eine Wanderer auf, und eilte nach dem Orte der Gefahr.

Der andere jedoch suchte ihn zurückzuhalten, indem er sprach: „Weshalb sollen wir uns in Gefahr begeben? Sind nicht Hände genug zum Helfen da? Was kümmern uns die Fremden!“ Jener aber hörte nicht auf diese Rede, sondern lief, um zu retten; langsam folgte der andere, blieb stehen, und sah von ferne zu.

Vor dem Hause, aus dessen Fenstern schon die Flammen schlugen, stand eine Mutter, jammern und klagend: „Meine Kinder! meine Kinder!“

Kaum hatte der herbeigeeilte Frembling den Angstschrei der Unglücklichen vernommen, stürzte er sich in das brennende Haus zwischen die krachenden Balken und prasselnden Flammen. Entsetzt riefen die Umstehenden:

„Der ist verloren!“

Als man aber eine Weile geharrt, sieh! da trat der Wandersmann hervor mit versengtem Haar und Gewand, hielt die beiden geretteten Kinder in den Armen und brachte sie der Mutter. Jauchzend vor Freude drückte diese ihre Lieblinge an's Herz und fiel sodann dem Frembling zu Füßen. Während dieser die Frau aufhob und beruhigte, stürzte das Haus zusammen.

Da nahte sich der Gefährte des Wanderers und sagte: „Wer hieß dich doch ein so Kühnes Wagstück beginnen?“

„Der Herr, der es gelingen ließ, der hat es mir befohlen in meinem Herzen!“ sprach der edle Mensch, und gieng ernst seines Weges.

37. Sorget nicht!

Ein Geistlicher, der in einem Fischerdorfe am Meere wohnte, ließ sich auf einem Rahne nach einer nahegelegenen Insel fahren. Rückwärts im Rahne stand der Steuermann, vorn saßen zwei Matrosen — Vater und Sohn — und handhabten die Ruder.

„Ihr seid heute so traurig, Job,“ sagte der Geistliche zu dem alten Matrosen, nachdem er den schweigenden Mann geraume Zeit beobachtet hatte.

„Hab' leider allen Grund dazu,“ sprach der Angeredete; „der Winter ist vor der Thür, und wie wird mir's mit meinen fünf Kindern in dieser bedrängten Zeit gehen? Die Sorge drückt mich nieder!“

„Das soll sie aber nicht,“ sprach ernst der Geistliche; der Herr sagt: „Sorget nicht!“

„Den Spruch versteh' ich nicht!“ entgegnete kopfschüttelnd Job. Soll ich etwa die Hände in den Schoß legen, von meinen paar ersparten Groschen mir einige gute Tage machen, und es darauf ankommen lassen, ob der liebe Gott etwas beschert für Weib und Kind, oder ob sie hungern und frieren müssen?“

„So ist's nicht gemeint, aber — holla Job! was ist denn das?“ rief plötzlich der Geistliche, „wir fahren so eben durch die Klippen und Ihr schaut Euch nicht einmal um darnach! Thut Eure Schuldigkeit, sonst gibt's ein Unglück!“

„D,“ sagte der Matrose mit unerschütterlichem Gleichmuth, „das Umschauen ist Sache des Steuer-
manns.“ „Thut Eure Schuldigkeit, Job!“ rief der
Geistliche abermals. „Wir gehen gewiß zugrunde,
wenn Ihr's so leichtsinnig mit Eurer Arbeit nehmt!“

„Schuldigkeit thun! — Leichtsinnig nehmen!“
erwiederte der Matrose; „ich weiß nicht, was Sie
wollen! Arbeit' ich nicht aus Leibeskräften? Soll
ich vielleicht gar noch mit Steuern helfen?“

„Freilich, freilich!“ sagte der Geistliche, „damit
wir glücklich durch die Klippen kommen!“

Da lachte der Alte und sprach: „Das wäre ja
geradezu unsinnig. Jeder thut das seine, dann wird
schon alles recht werden; der Steuermann steuert,
und ich führe das Ruder. So ist's Schiffsbrauch.“

„Nun, nehmt's nicht übel, Job,“ erwiederte
lächelnd der Geistliche, „im Reiche Gottes ist's ebenso
Brauch. Das Arbeiten ist Eure Sache; das thut
aus Leibeskräften, und seht dabei nicht rechts und
nicht links! Die Sorge aber, daß Ihr bei Eurer
Arbeit zugrunde gehen und nicht vorwärts kommen
möchtet, die erspart Euch, und laßt sie dem, der
am Steuer sitzt, und von dem geschrieben steht:
„All eure Sorge leget auf ihn, denn er sorgt
für euch.“

38. Ermunterung.

1. O Sorge, die mich niederdrückt, o Sorge,
weiche fern! Mein Vater, der die Blumen schmückt,
der kleidet mich auch gern.

2. Und bin ich hilflos und verwaist, sind Tisch und
Kammer leer: mein Vater, der die Vögel speist,
verläßt mich nimmermehr.

3. Wohlauf, mein Herz, so sei vergnügt und schwing dich himmelan! Wie Gott, der Herr, dein Leben fügt, so ist es wohlgethan.

39. Preis des Schöpfers.

1. Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht, die Weisheit deiner Wege, die Liebe, die für alle wacht, anbetend überlege; so weiß ich, von Bewund'ring voll, nicht wie ich dich verehren soll, mein Gott, mein Herr, mein Vater!

2. Mein Auge sieht, wohin es blickt, die Wunder deiner Werke! Der Himmel prächtig ausgeschmückt, preist dich, du Gott der Stärke. Du hast an ihm die Sonn' erhöht, und kleidest sie mit Majestät, du ruffst dem Heer der Sterne.

3. Wer misst dem Winde seinen Lauf? Wer läßt die Wolke regnen? Wer schließt den Schoß der Erde auf, mit Vorrath uns zu segnen? Du Gott der Macht und Herrlichkeit! denn deine Güte reicht so weit, so weit die Wolken gehen.

4. Dich predigt Sonnenschein und Sturm, dich preisen Berg und Meere; o Menschen, ruft der kleinste Wurm, bringt meinem Schöpfer Ehre! Es ruft der Baum in seiner Pracht, die Saat ruft: uns hat Gott gemacht; bringt unserm Schöpfer Ehre!

5. Des Menschen Leib, den deine Hand so wunderbar bereitet, des Menschen Geist und sein Verstand, der ihn zum Guten leitet; der ganze Mensch, der Schöpfung Preis, ist selbst der herrlichste Beweis von deiner Güte und Größe.

Zweiter Abschnitt.

Mittheilungen aus dem Thierreiche.

40. Der Löwe.

Der Löwe ist einfarbig gelb; seine Länge von der Schnauze bis zum Schweife beträgt fünf bis sechs Fuß, die Höhe drei bis vier Fuß. Er hat eine mächtige Brust, einen starken Hals und einen großen, fast viereckigen Kopf; seine breite Zunge ist mit Stacheln besetzt, die gegen anderthalb Zoll lang und deren Spitzen nach rückwärts gerichtet sind; daher kann er durch bloßes Lecken verwunden. Kopf und Nacken sind mit einer langen Mähne geziert, die aber dem Weibchen fehlt. Der lange Schweif endigt in einem dicken Haarbüschel.

Der Löwe ist nächst dem Tieger das stärkste und furchtbarste Raubthier Afrika's und Asiens. In Asien ist er namentlich in Arabien, Persien und Indien heimisch.

Sein Ansehen ist majestätisch und seine Stimme furchtbar. Wenn er bei seinen nächtlichen Raubzügen brüllt, so zittern alle Thiere; selbst das Vieh in den Ställen wird unruhig. Von Alters her heißt er der König der Thiere.

Die Löwin ist kleiner, geschmeidiger und zierlicher als der Löwe. Die Jungen sind so groß wie erwachsene Hauskatzen, die Mutter vertheidigt sie mit fruchtbarer Wut. Jung gefangen, wird der Löwe leicht zahm und bleibt es zuweilen gegen seinen Wärter bis in's Alter. Er zeigt dann für erhaltene Wohlthaten ein gutes Gedächtnis und erkennt seinen Pfleger oft nach langer Trennung wieder.

41. Unsere einheimischen Raubthiere im Winter.

Tief im Walde versteckt steht das Jägerhaus. Der hohe Schnee hat es abgeschlossen; nur schmale Pfade sind von den Bewohnern des Forsthauses nach verschiedenen Richtungen getreten worden. Doch sind außerdem noch allerlei Spuren auf der weißen Decke sichtbar. Auf den ersten Blick erkennt man, dass sie von verschiedenen Thieren herrühren; denn in der kalten Winternacht treibt die Noth manchen hungrigen Waldbewohner nach dem einsamen Gehöft. Da schleicht der Fuchs mit rothem Pelz durch die entlaubten Hecken, seine Augen spähen forschend umher. Er weiß, dass im Hofe Hühner sind; nach denen wässert ihm der Mund. Erst in weiten, dann in immer engeren Kreisen umschleicht er das Jägerhaus; aber nirgend ist eine Lücke, durch die er hineinkommen könnte, und zum Unglück wittern ihn die Hunde. Die kläffen unwillig in den Forst hinein, und Reineke muß still, wie er gekommen ist, abziehen,

Jetzt wendet er sich nach dem baumfreien Hügel, wo wilde Kaninchen in großer Anzahl hausen. Schlau forscht er die frische Spur nach ihrem Baue aus, und legt sich des Morgens an einem Wachholderbusch in Hinterhalt.

Kommt eines der Kaninchen in seine Nähe, so schneidet er ihm den Weg nach dem Baue ab und treibt es in's weite Feld, wo es leicht seine Beute wird.

Ein kleineres Raubthier ist der schlanke, nicht minder listige Hausmarder. Er ist so groß wie eine Katze, von graubrauner Farbe, mit weißer Kehle. Am Tage schläft er in seinem Versteck in Baumlöchern und auf Hausböden, und erst nachts, wenn es ruhig um ihn wird, wagt er sich heraus. Sein Hauptvergnügen ist die Hühner- und Taubenjagd. Da er im Klettern ein Meister ist, macht es ihm keine Schwierigkeit in's Taubenhaus oder in den Hühnerstall zu gelangen. Alles Lebende würgt er dann mit Mordgier und sättigt sich auf mehrere Tage. Da er geräuschlos über Dächer und Mauern steigt, so wird er selten von den wachsamen Hunden verscheucht, die hauptsächlich ihre Aufmerksamkeit den Feinden auf dem Boden zuwenden.

Verwandt mit ihm ist der Baum-marder. Sein Kleid ist braun, mit gelbem Kehlfleck. Er beschleicht die schlafenden Vögel oder macht Jagd auf das flinke Eichhörnchen, das er zu Tode hetzt. Eben so

schlimme Gesellen sind der gelbbraune Iltis und das kleine Wiesel, das im Winter weiß wie der Schnee ist.

Alle diese Thiere überfallen schwächere Thiere als sie selbst sind und nähren sich von deren Fleische; zugleich aber sind sie auch bittere Feinde unter einander. So oft sie einander begegnen, gibt es blutige Kämpfe; ja oft ruhen sie nicht, bis der eine von ihnen getödtet ist; der Getödtete wird dann vom Sieger aufgezehrt.

Ein ähnlicher Genosse mit ebenso furchtbarem Gebiss und mit nicht geringerer Mordlust hat sich während des Winters in seine unterirdische Wohnung vergraben. Er ist etwas träge und liebt die Jagd im Schnee nicht; es ist der Dachs, der im Schoß der Erde seine Winterruhe hält. Sein grau und schwärzlich gemengtes Haar ist straff; über Augen und Ohren geht ein schwarzer Streif. In einem Kessel, der weich gepolstert ist, liegt er zusammengerollt, die Augen sind geschlossen, der Athem geht langsam. Im Herbst hat er an Feldmäusen, Baumfrüchten und genießbaren Wurzeln Überfluss gehabt und sich wohl ausgemästet; das Fett schützt ihn vor der Winterkälte und erhält seinem Körper die nöthige Frische. Im Frühjahre ist er ziemlich mager.

Der Igel, dessen Stachelkleid ihn vor vielen Gefahren schützt, verschläft ebenfalls die kalte Zeit in der Erde. Er ist giftfest; denn weder der Biss giftiger Schlangen, noch

anderes Gift, wie z. B. Arsenik und Blausäure, schaden ihm. Wird er angegriffen, dann zieht er Kopf und Glieder ein und zeigt nach allen Seiten die spitzen, braun und weiß geringelten Stacheln, so dass kein Thier ihn verletzen kann. So liegt er auch jetzt, als ob er die Kälte abwehren wollte, und schlummert, bis das Summen der Insekten oder das Rascheln der Eidechse im Laube ihn weckt.

42. Das Rind.

Unter allen Hausthieren kann der Mensch das Rind am wenigsten entbehren.

Der Mützenschirm, welcher deine Augen vor Sonnenlicht und Staub schützt, ist vielleicht ein Stück Kalbleder. Der Kamm, mit dem du am Morgen die Haare kämmtest, ist aus dem Horn des Rindes gemacht. Dass aber unter Mütze und Haar ein glattes Gesicht hervorschaut, verdankst du vielleicht der Kuh; von ihren Pocken bist du geimpft und dadurch geschützt gegen die schrecklichen Blattern. Die Knöpfe an deinem Gewande hat der Drechsler aus starken Rindsknochen gedreht. In vielen Gegenden tragen die Männer Hosen aus Kalbleder; die Arme aber, die im Rocke, und die Beine, die in den Hosen stecken, danken ihr Fleisch, ihre festen Knochen, ihr gesundes Blut zum guten Theil dem Rind, das durch Fleisch und Milch, durch Butter und Käse uns nährt.

Auf Rindsleder wandern die meisten Menschen durch das ganze Leben, und die

im Sommer barfuß gehen, wenigstens durch's halbe Leben. Die Kerze, welche abends das Zimmer erleuchtet, ist aus dem Talg des gemästeten Rindes gemacht, und das Blau, womit der Zimmermaler das Wohngemach schmückte, war, ehe es aus der Farbenfabrik kam, nichts anderes als Ochsenblut.

Der Rahmen deiner Schiefertafel ist wackelig geworden; der Tischler leimt ihn mit dem Stoff, welcher aus den Knochen und Sehnen des Rindes gewonnen wurde. Wie viel ein Fuder Kuhdünger wert ist, weiß der Bauer gar wohl. Aber nicht bloß düngen muß das Rind den Acker, es muß ihn auch pflügen und eggen. Schnell geht dabei die Arbeit freilich nicht von statten; allein du kennst ja den Satz: Langsam kommt auch zum Ziele.

43. Das Schaf.

Das Schaf ist wegen seiner Wolle dem Menschen fast noch nützlicher, als das Rind. Alles an ihm können wir brauchen: seine Milch zu Butter und Käse, seine Wolle zu Tuch, Zeug und Hüten, sein Fleisch auf unsern Tisch, seinen Talg zu Kerzen, seine Haut zu Pergament, zu Schuh- und Handschuhleder, sein Fell zu Pelzwaren, seine Gedärme zu Geigensaiten, seinen Mist zur Düngung unserer Äcker und Gärten, seine Sehnen und Knorpel zu Leim.

Die Schafe sind einsältige, schwache und muthlose Thiere, die sich nicht zu wehren,

noch zu helfen wissen. Nur das Männchen, welches Widder heißt, bedient sich der Hörner als Vertheidigungsmittel. Kommt ein Hund und bellt die Herde an, so läuft sie davon, und kann sich lange nicht von ihrem Schrecken erholen. Von einem Kinde lassen die Schafe sich in die Flucht jagen, und die Mutterschafe haben nicht einmal den Muth, ihre Lämmer zu vertheidigen, während doch selbst viel kleinere Thiere für ihre Jungen sich wehren. Ihren Hirten lernen die Schafe leicht kennen und folgen ihm gern. Wohin er geht, dahin gehen auch sie, und hören, gehorsamer als manche Kinder, auf seinen Ruf, zerstreuen sich auch nicht, sondern bleiben immer um ihn. So weiden sie denn unbesorgt auf Feldern, Wiesen und Bergen, und nähren sich von den Kräutern, die ihnen am besten schmecken, bis endlich ihre Todesstunde schlägt; dann lassen sie sich geduldig zur Schlachtbank führen. Viele gehen auch an der sogenannten Drehkrankheit und an andern Seuchen zugrunde.

Im Monate Mai werden sie gewöhnlich geschoren. Von einem völlig ausgewachsenen Schafe erhält man zwei bis höchstens vier Pfund Wolle.

Schafe werden beinahe auf der ganzen Erde, in heißen und kalten Ländern, gehalten; sie geben aber nicht überall gleich viel und gleich feine Wolle. Grobe und schneckenförmig gekräuselte Wolle liefert das in Ungarn einheimische Zackelschaf.

In Asien und Afrika, in Korsika und Sardinien gibt es von der Gattung Schafe mehrere Arten, welche in ursprünglicher Freiheit leben. Sie haben keine Wollbedeckung, sondern zottiges Haar, und sind scheue, flüchtige Bewohner waldiger Gebirge.

44. Die Maus.

Eine Maus kam aus ihrem Loche und sah eine Falle. „Aha,“ sagt sie, „da steht eine Falle! die klugen Menschen! da stellen sie mit ein paar Hölzchen einen schweren Ziegel aufrecht, und an eines der Hölzchen binden sie ein Stück Speck; das nennen sie eine Mausfalle. Ja, wenn wir Mäuse nicht klüger wären! Wir wissen wohl, wenn man den Speck berührt, klapps! fällt der Ziegel um und schlägt den Näscher todt. Nein, nein, ich kenne eure List, ihr klugen Menschen, und werde mich vor der Falle in Acht nehmen!“ „Aber,“ fuhr die Maus nach einer Weile fort, „ein wenig riechen darf man schon an dem Speck; vom bloßen Riechen kann der Ziegel nicht fallen. Ach, ich rieche den Speck doch für mein Leben gern!“

Damit lief die Maus unter die Falle, um an den Speck zu riechen. Kaum jedoch berührte sie ihn mit der Nase — klapps! fiel der Ziegel herab und erdrückte die lüsterne Maus.

45. Der Maulwurf.

Auf trockenen Wiesen sieht man häufig frisch aufgeworfene Hügel; die hat der

Maulwurf aufgewühlt, indem er den Engerlingen und Würmern nachstellte. Unter allen Säugethieren ist er das einzige, das seiner Nahrung in der Erde nachgeht. Man thut ihm unrecht, wenn man glaubt, er sei es, der die Wurzeln der Pflanzen abfresse; das thun im Gegentheile die Engerlinge und Würmer, die er verfolgt.

Zum Zeichen seines Handwerks trägt er ein schwarzes Bergmannskleid. Die feine, zugespitzte Nase ist ein sichrer Führer, der den Grubenmann leitet, und seine kleinen tiefliegenden Augen sind seine Leuchte. Mit den kurzen, schaufelförmigen Vorderfüßen, die mit Scharrnägeln versehen sind, arbeitet er den Boden hinweg und legt seine Stollen an.

Auf der Erdoberfläche läuft der Maulwurf unbeholfen. Unter dem gewölbten Dache, das er aufgeworfen, legt er seine Wohnung an. Die Wände sind geglättet, das Lager mit Heu und Stroh gepolstert und so vor Kälte und Regen geschützt.

Obgleich dem Maulwurf die Ohrmuscheln fehlen, spürt er dennoch seine Feinde, selbst wenn sich diese über der Erde befinden. Mitten in der Arbeit hält er still, sobald sich über ihm Tritte nahen, oder er entflieht in seine Gänge.

Ehe der Winter kommt, zieht er in die Tiefe; da schadet ihm der Frost nicht, obgleich er keinen Winterschlaf hält. Er ruht auf weichem Lager aus und hat keine Bedürfnisse. Aber auch zu ihm dringt der Frühling mit Licht und Wärme.

Der Maulwurf ist ein thätiger Arbeiter im großen Haushalte der Natur. Er lockert die Erde auf, und manchem Samenkorn macht er auf diese Weise den Boden gedeihlich. Indem er den Würmern und Larven in der Tiefe nachgeht, rettet er die Blume auf Wiese und Beet, und die Frucht am Baume vor dem Verderben.

46. Der Hase.

Unter allen jagdbaren Thieren ist der Hase das bekannteste. Da ihn die Jäger verfolgen, so stirbt er selten eines natürlichen Todes. Gleichwohl ist er in ebenen Gegenden nicht selten, ja bei einiger Schonung häufiger als die Landleute wünschen; denn die Hasen vermehren sich ziemlich stark. Ihre Furchtsamkeit treibt sie zur Flucht, ehe der Feind ihnen nahe kommt. Wo es darauf ankommt, sich zu retten, zeigt der Hase eine gewisse Schlaueit, welche man dem einfältigen Thiere nicht zutrauen sollte. So macht er zum Beispiel beim Aufspringen anfangs Kreuz- und Quersprünge, um seine Verfolger irre zu führen; er läuft auch nicht geradezu in sein Lager, sondern auf Umwegen, um von seiner Fährte abzulenken. Bisweilen duckt er sich fest auf den Boden; Jäger und Hunde eilen dann an ihm vorüber, weil sie ihn wegen seines erdfarbigem Aussehens nicht bemerken. Jedoch entfernt er sich niemals weit von seinem Lager. Im Sommer wird er nicht geschossen, theils weil dann der Balg

keinen Wert hat, theils weil man dadurch leicht die Jagd für die Zukunft verderben würde. Damit sich die Hasen vor Raubthieren und vor ungünstigem Wetter einigermaßen schützen können, lässt man in waldlosen Jagdbezirken mit Absicht kleine Gebüsche stehen. In größeren Waldungen und in Gebirgen sind die Hasen zwar größer, aber weit seltener als in Ebenen; letzteres vermuthlich deshalb, weil ihnen dort Füchse, Marder und andere Raubthiere fleißig nachstellen. Den größten Schaden fügen die Hasen im Winter den jungen Obstbäumen zu, von denen sie die zarte Rinde abnagen.

Wegen seines guten Fleisches und seines brauchbaren Pelzes ist der Hase Gegenstand der Jagd.

Auf den Hasen beziehen sich mehrere Ausdrücke und Sprichwörter. Einen Furchtsamen nennt man ein „Hasenhers“ oder einen „Hasensfuß.“ Wenn einer bald flieht, so sagt man: „Er hat das Hasenpanier ergriffen.“ Unterliegt jemand der Übermacht, so wendet man das Sprichwort an: „Viele Hunde sind des Hasen Tod.“

47. Kaninchen und Frettchen.

Was für possierliche Thiere die Kaninchen sind, das kannst du nur dann erzählen, wenn du ihr friedliches Treiben aufmerksam beobachtet hast. Wissen sie nur erst, dass sie sich vor dir nicht zu fürchten brauchen, so kommen sie dir freundlich entgegengesprungen und setzen sich auf die Hinterbeine, um die Blätter, die du ihnen bringst, in Empfang zu nehmen. Friedlich sitzen sie dann bei ihrem Mahl; mit den scharfen Nagezähnen

theilen sie die Nahrung in Bissen, und wie Mühlsteine arbeiten die beiden Reihen ihrer Backenzähne.

Am beliebtesten sind die weißen Kaninchen mit den rothen Augen; aber nicht minder niedlich sind die schwarzen, grauen und gescheckten. Die Kaninchen sind friedlicher Natur; höchstens stampfen sie mit den Hinterfüßen, wenn sie gereizt werden. Nur wenn sie Junge haben, beißen sie wohl auch, sobald man nach dem Lager langt; denn für ihre Jungen sind sie zärtlich besorgt. Die Mutter verlässt sie nur so lange, als sie Zeit zum Fressen braucht. Sie rauft, besonders im strengen Winter, die Haare von Brust und Bauch, um den Jungen ein warmes Lager zu bereiten.

Besonders geschätzt ist das ungarische Kaninchen oder der Seidenhase, welcher seinen Namen von den langen seidenartigen Haaren hat.

Unser zahmes Kaninchen stammt von dem wilden ab, welches, wie der Hase, im Freien lebt. Vorzugsweise hält es sich in wärmeren Gegenden auf. Wie die zahmen Kaninchen, graben auch sie sich Gänge in die Erde, in welchen sie ihr Lager haben und während des Tages wohnen. Des Abends verlassen sie dasselbe, um Futter zu suchen, und gegen Morgen gehen sie heim. Bei anhaltend nasser Witterung kommen ihrer viele um, in trockenen Jahren vermehren sie sich jedoch außerordentlich.

Um sie zu fangen, bedient man sich des Frettchens, welches dem Iltis ähnelt, aber von blassgelber Farbe ist. Man hält die Frettchen paarweise in Käfigen, muß sie aber im Winter sehr warm halten. Die Frettchen sind blutgierig; selbst wenn sie gesättigt sind, fallen sie mit Gier über ihre Beute her und würgen sie. Begibt man sich auf die Kaninchenjagd, was am besten frühmorgens geschieht, so nimmt man in einem Korbe ein oder mehrere Frettchen mit und treibt vorerst die noch in den Büschen liegenden Kaninchen in ihren Bau. Dann umstellt man denselben mit Netzen und schickt ein Frettchen hinein. Die Kaninchen fahren heraus und werden in den Netzen gefangen.

Diese harmlosen Thiere des bloßen Vergnügens wegen zu fangen, wäre eine Sünde und Thorheit; allein, wenn sie sich stark vermehren, und Schaden auf den Äckern anrichten, ist es wohl nothwendig. Das Fleisch der Kaninchen ist genießbar, der Balg liefert ein gutes Pelzwerk, und die Haare werden vom Hutmacher verarbeitet.

48. Der Hamster.

Ein Bild der Gefräßigkeit und Selbstsucht ist der Hamster, der in den Getraidefeldern sein Wesen treibt. Er ist ein unverträglicher und bissiger Gesell, weswegen er stets mit seinesgleichen in Feindschaft lebt. Grüne Saat, Kräuter und Wurzeln, vorzüglich aber Hülsenfrüchte und Getraide sind

seine liebste Kost. Zum Fortschaffen der Hülsen- und Körnerfrüchte dienen ihm seine Backentaschen. Hat er diese eben vollgestopft, so sieht er gar possierlich aus. Stört man ihn beim Geschäft des Einsammelns, dann leert er seine Taschen schnell, um die Kinnladen zur Vertheidigung frei zu haben. Neben der genannten Nahrung fallen ihm kleine Vögel, auch Mäuse, Eidechsen, Blindschleichen und Ringelnattern nicht selten zur Beute. Zur Wohnung stellt er einen unterirdischen Bau her, der wenigstens zwei Ausgänge oder Röhren hat, von denen die eine schief, die andere senkrecht ist.

Im Innern des Baues legt er fünf bis sieben Kammern an, deren jede etwa die Größe einer Rindsblase hat. Die eine, in welcher er auch seinen Winterschlaf hält, ist zur Wohnung bestimmt, die übrigen bilden die Vorrathskammern. Die Nutzbarkeit seines Felles wiegt den Schaden nicht auf, den er zur Ährntezeit auf den Getraidefeldern anrichtet.

49. Das Rennthier.

In jedem Erdstriche hat Gott durch besondere Thiere für die Bedürfnisse des Menschen gesorgt. Uns hat er Pferde und Rinder, den Wüstenbewohnern das Kameel gegeben, den Bewohnern des eisigen Nordens schenkte er das Rennthier. Es gibt kein Thier, das jenem unwirthbaren Erdstriche angemessener wäre als das Rennthier; es ist ja dem Samojeden und Lappländer alles:

sein Pferd, seine Milchkuh und sein Schlachtvieh.

Das Rennthier gehört zur Gattung der Hirsche; es hat aber kürzere Beine als der gemeine Hirsch und einen kürzeren Hals, den es wagrecht trägt. Auch ist es mit einem dünnen, vielendigen Geweih geschmückt, das in Schaufeln ausläuft.

Wild findet sich das Rennthier vorzüglich in Lappland und Grönland. Weiter nach Süden lässt es sich nicht versetzen; schon das Klima von Petersburg (in Russland) kann es nicht vertragen. Die Wiesen der Rennthiere sind die mit Schnee bedeckten Wüsten, wo sie ihre Nahrung, die Rennthierflechte, aufsuchen. Ihre harte Haut an Nase und Füßen erleichtert ihnen dieß Geschäft sehr. Das Rennthier kostet dem Lappländer wenig Pflege, so lange nur die Schneedecke durch das Thier selbst hinweggescharrt werden kann; beginnt aber der Winter mit Regen, so dass sich der Boden mit einer Eisrinde überzieht, so tritt die größte Noth für das Rennthier ein. Der Lappländer ist dann gezwungen, die alten Tannen zu fällen, um die hungernden Thiere mit Baumflechten vor dem Tode zu schützen.

Da das Rennthier seine Nahrung selbst sucht, so muß der Eigenthümer mit der Herde im Sommer und Winter umherwandern; indessen schützen ihn die Rennthierpelze vor Kälte, die hellen Nächte halten ihn munter, und das Spiel der Hunde vertreibt ihm die

Zeit. Von den Flechten und besonders von der Rennthierflechte, werden diese Thiere im Winter sehr fett; im Sommer dagegen magern sie wieder ab.

Das Rennthier gibt von der Mitte Mai bis Ende Oktober Milch. Dieselbe ist außerordentlich fett, und nahrhafter als die Milch jedes andern Thieres. Sie wird entweder getrunken, mit Mehl oder Fleisch gemischt als Suppe genossen, oder man lässt sie gerinnen und bereitet Käse daraus. Im Winter gefriert die Milch, verliert aber dadurch nicht an Güte und ist in dieser Form ein beliebtes Nahrungsmittel der Lappländer auf Reisen.

Das Fleisch des geschlachteten Rennthieres wird getrocknet oder geräuchert für den Winter aufgespart; denn im Frühjahr und Sommer genießt der Lappländer hauptsächlich Fische, und im Herbste machen Schneehühner seine Nahrung aus.

Die Rennthierfelle werden zu Kleidungsstücken verwendet und sind Gegenstand des Handels namentlich mit den Schweden. Aus der Haut an Stirn und Füßen macht man Schuhe, aus dem Geweihe Leim, und aus Sehnen Zwirn.

Im Winter zieht das Rennthier den Schlitten an einem Seil, das zwischen den Beinen durchgeht; das Leitseil ist am Geweih befestigt. Das Thier kann nur eine Person nebst etwa zehn Pfund Gepäck ziehen; damit macht es aber auch sechs bis zehn Meilen in eben so viel Stunden, wenn man es nur dann und wann verschnaufen und ein Maul-

voll Schnee nehmen lässt. Wird es müde, so sieht es sich um und wirft sich endlich nieder; dann muß man es, um die Reise fortsetzen zu können, wenigstens eine Stunde weiden lassen.

Ohne das Rennthier wären die Bewohner des hohen Nordens noch ärmer als sie im Vergleich mit uns sind; ja es ist die Frage, ob sie überhaupt ohne dasselbe in ihrem Lande leben könnten.

50. Das Schwein.

Trotz seines üblen Rufes ist das Schwein ein beliebtes Hausthier; durch sorgsame Pflege kann ihm jedoch die Unsauberkeit theilweise benommen werden. In seiner Nahrung ist es durchaus nicht wählerisch; jede Pfütze bietet ihm Gelegenheit, nach thierischen Stoffen und Pflanzenabfällen zu suchen und sich im Schmutz und Schlamm zu wälzen. Beim Aufsuchen der Nahrung kommt ihm sein Rüssel als Werkzeug zum Tasten, Greifen und Wühlen trefflich zu statten.

Der Rumpf des Schweines wird von zierlichen Füßen getragen. An jedem Fuße hat es zwei grössere Zehen, mit denen es auftritt, und zwei kleinere, die höher eingelenkt sind und beim Gehen den Boden nicht berühren. Nach der Bildung seiner Füße nennt man das Schwein einen Vielhufer. Seine Haut ist dick und mit Borsten bedeckt, die auf dem Rücken des Thieres eine steife Mähne bilden. Unter der Haut, welche auch Schwarte heißt, liegt eine Speckschicht.

Das Wildschwein, von dem unser zahmes Schwein abstammt, lebt gesellig in feuchten Waldgegenden, wo es die Erde aufwühlt, um nach Wurzeln, Eicheln und Engerlingen zu suchen. Oft legt es sich in den Sumpf, um seine Haut zu kühlen. Das Männchen heißt Eber, das Weibchen Bache und das Junge Frischling.

Das Wildschwein ist kräftiger als das zahme, und seine dreikantigen, gekrümmten Eckzähne, Hauer genannt, sind eine gefährliche Waffe. Im Herbst, wenn Eicheln und Buchnüsse reichlich vorhanden sind, werden die Wildschweine fett und haben ein wohl-schmeckendes Fleisch. Aus diesem Grunde und weil sie oft verwüstend in die Felder des Landmannes eindringen, stellt man Jagden auf sie an.

Größeren Nutzen als das Wildschwein gewährt das zahme Schwein in der Wirtschaft. Von ihm sind Fett, Fleisch und Eingeweide nutzbar, die Haut gibt Leder zu mancherlei Gebrauch, die weicheren, wolligen Borsten dienen zum Ausstopfen, die stärkeren werden zu Pinseln und Bürsten verarbeitet.

51. Der Hund.

In allen bewohnten Gegenden der Erde ist der Hund zu finden; er folgt dem Menschen als treuer Gefährte in die heißen Sandwüsten und in die nordischen Schneefelder; er ist sein Begleiter in den fruchtbaren Ebenen und auf den kahlen Spitzen der Berge.

Aus ihm, einem starken gefährlichen Raubthiere, hat der Mensch einen gefügigen Gehülfen gemacht. Seine Anhänglichkeit und Gelehrigkeit machen ihn geschickt zum Bewachen der Herden und Wohnungen, zur Jagd, zum Ziehen von Wagen und Schlitten, wie zu vielen andern Dienstleistungen.

Nur im Zorne erwacht bisweilen seine alte Wildheit; deshalb sollte man ihn nie reizen. In solchem Zustande kann sein Biss höchst gefährlich werden.

Wenn der Hund den Befehl seines Herrn erwartet, kann ihn nichts in seiner Aufmerksamkeit stören. Wie glänzen seine Augen vor Freude, wie wedelt er lustig mit dem Schwanze, wenn er seinen Herrn begleiten darf! Wie kläglich winselt er, wenn er zu Hause bleiben muß! Wie beschämt ist er, wenn er einen dummen Streich gemacht hat!

Geleitet von seinem scharfen Geruchsinne, läuft er seinem Herrn meilenweit nach, steht ihm bei in der Gefahr und verlässt ihn selbst im Tode nicht. Oft schon wurde der Hund der Lebensretter des Menschen.

Der Sinn des Gesichts ist bei den meisten Hunden ungleich schwächer als die Sinne des Geruchs und des Gehörs. Der Schlaf der Hunde ist niemals fest, darum werden sie durch das geringste Geräusch geweckt. Nicht selten träumen sie auch, was man daraus entnehmen kann, dass sie während des Schlafs mit den Beinen zucken, dass sie knurren oder leise bellen.

Obwohl der Hund gegen zwanzig Jahre alt werden kann, so ist er doch nur bis zum zwölften Jahre brauchbar. Er genießt die meisten Speisen, die dem Menschen zur Nahrung dienen, ausgenommen grünes Gemüse; bisweilen jedoch scheint ihm der Genuss des Grases nothwendig zu sein. Viel Fleisch taugt ihm nicht; an frischem Trinkwasser jedoch darf es ihm niemals fehlen.

Auch frische Luft und Sonnenwärme, wie überhaupt der Aufenthalt im Freien ist ihm zuträglich. Man muß ihn vor zu großer Kälte schützen, darf ihm jedoch der Aufenthalt an dem warmen Ofen nicht gestatten.

Der Hund schwitzt selbst bei großer Hitze selten; wenn ihm sehr heiß ist, läßt er die Zunge hängen. Unter den vielen Krankheiten, von denen er heimgesucht wird, ist die gefährlichste

die Tollwut.

Diese schreckliche Krankheit entsteht meist dadurch, dass das Thier schlecht gehalten wurde; sie beginnt mit einer gewissen Niedergeschlagenheit. Der kranke Hund läßt das Futter unberührt, knurrt, statt zu bellen, und scheint in einem Taumel zu sein, der seine Schritte ungewiss macht. Dabei läßt er Ohren und Schwanz hängen, fremde Personen fällt er tückisch an; gegen seinen Herrn zeigt er im Anfang noch einige Anhänglichkeit, die jedoch in der Folge aufhört.

Ist die Wut völlig ausgebrochen, so pflegt der Hund zu keichen, läßt die Zunge

aus dem Maule hängen, schäumt und scheuet das Wasser. Bald taumelt er, als ob er im Schlafe wäre; bald macht er einen Sprung, und weicht dabei immer von der geraden Richtung ab. Seine Augen sind trüb und triefen, die Zunge ist bleifarbig. Zusehends wird er magerer, bis er endlich der furchtbaren Krankheit erliegt.

Der Biss eines tollen Hundes ist sehr gefährlich; er hat die furchtbarsten Folgen und erfordert die schnellste Hilfe. Vor allem muß der Gebissene die Wunde gut ausdrücken und das Blut und den Geifer daraus entfernen, was am besten mit Laugenwasser, Seifen-, Kalk- oder Salzwasser geschieht.

Gut ist es, wenn die Wunde mit glühendem Eisen ausgebrannt wird; auf jeden Fall versäume man jedoch nicht, schleunigst den Arzt herbeizurufen.

52. Die Säugethiere.

Die Säugethiere sind mehr als die übrigen Klassen des Thierreichs dem Menschen von Nutzen. Ihr Fleisch, Fett und Blut, ihre Haare, Knochen, Häute und Gedärme liefern ihm Stoffe, die er mannigfach verwendet. Einige helfen ihm seine Arbeit erleichtern, andere leisten ihm in der Einsamkeit Gesellschaft. Schon in den ältesten Zeiten nahm deshalb der Mensch eine große Zahl derselben in Dienst und in Pflege.

Das wehrlose Schaf steht bei uns einzig unter dem Schutze des Menschen. Es hat ihn aus dem Paradiese mit hinausbegleitet,

um ihn mit seinem warmen Kleide zu schützen wider die Kälte, um durch seine Milch und sein Fleisch ihn bei harter Arbeit zu laben und zu nähren. Das starke Rind hat ihm von jeher den Pflug gezogen, die Kuh hat mit ihrer Milch und mit ihrem Fleische seine Nahrungsmittel vermehrt. Auch die Ziege fand sich bald hinzu. Nachdem die Menschen sich weiter auf der Erde ausgebreitet hatten, lernten sie das ausdauernde Kameel benutzen. Es erleichterte damals und noch jetzt den Verkehr zwischen Völkern, die durch weite Wüsten von einander getrennt sind.

Für uns ist das schön gebaute Pferd geeigneter. Es zieht den Pflug und die Egge, den Last- und den Reisewagen; es bewegt die Räder von Maschinen, unerschrocken trägt es den Krieger in den Kugelregen der Schlacht.

Großen Nutzen gewährt uns das Schwein durch sein Fett und sein Fleisch. Unser Haus und unsere Habe bewacht und schützt der treue Hund; er begleitet seinen Herrn in Wald und Feld, das flüchtige Wild aufzuspüren und zu jagen. Er zieht Karren und kleine Wagen, in den nördlich gelegenen Gegenden sogar schwer beladene Schlitten.

Die Katze hat der Mensch in sein Haus genommen, um es von Mäusen zu befreien.

Andere Säugethiere leben im Zustande der Wildheit. Auf unsern Feldern und in unsern Wäldern läuft furchtsam, seine langen Ohren spitzend, der Hase umher. Mit ihm bewohnt den Wald das zierliche Reh, auch wohl der

stolze Hirsch. Hie und da wühlen noch wilde Schweine den Waldboden und die Felder auf. Von dem blutgierigen Wolfe sind unsere Wälder vieler Orten gesäubert, dagegen wohnen hier im verborgenen Bau der listige Fuchs und der bissige Dachs.

Das muntere Eichörnchen ist bei uns das einzige Säugethier, das auf Bäumen sich aufhält; der Maulwurf dagegen das einzige, das unter der Erde wohnt und selten einmal das Sonnenlicht erblickt. Der nützliche Igel und die eben so nützliche Fledermaus lieben auch beide die Dunkelheit.

In andern Gegenden der Erde gibt es noch mehr Säugethiere, die im Zustande der Wildheit leben. Die Wälder der heißen Zone beherbergen das zahlreiche Geschlecht der Affen. Dort haust der mächtige Löwe und die ganze Familie der raubgierigen Katzen: der Tieger, der Panther, der Leopard u. s. w. Da findet man das dickhäutige Nashorn, das plumpe Flusspferd und den riesigen Elefanten.

Die größten aller Säugethiere halten sich in den kalten Meeren auf; es sind die Wale. Sie gehören nebst den Robben, Walfischen und Walrossen zu den Meer- oder Fischsäugethiern, die fast immer im Wasser leben. Sie können aber nicht, wie die Fische, stets unter Wasser bleiben. Von Zeit zu Zeit müssen sie an die Oberfläche kommen, um Luft zu schöpfen.

Alle Säugethiere athmen durch Lungen, haben rothes, warmes Blut und nähren ihre Jungen in der ersten Zeit des Lebens mit Milch.

Weil die **Stütze** ihres **Knochengerüsts** das **Rückgrat** ist, heißen sie auch **Rückgrat-** oder **Wirbelthiere**. Die **Säugethiere** sind die vollkommensten **Thiergestalten**.

53. Das Haushuhn.

Das **Huhn** ist ein beliebter **Hausvogel**, es lebt von **Körnern**, **Insekten** und **Würmern**; bisweilen verschluckt es auch **Sandkörner**.

Das **Männchen** heißt **Hahn**, das **Weibchen** **Henne**. Letztere hat auf dem **Kopfe** einen **rothen Kamm**, an der **Kehle** **rundliche Fleischlappen** von gleicher **Farbe**. **Kamm** und **Fleischlappen** sind beim **Hahne** größer, und gleich den **Federn** lebhafter gefärbt als bei der **Henne**. Die **Schweifedern** der **Henne** stehen **aufgerichtet**, die des **Hahnes** sind **sichelförmig gebogen**.

An dem **rundlichen Kopfe** fehlen beim **Huhne**, wie bei allen **Vögeln**, die **Ohrmuscheln**. Der **Gehörgang** ist mit **Federn** verdeckt. Sein **Gehör** ist trotzdem **scharf**; denn wenn mehrere **Gluckhennen** mit ihren **Hühnchen** bunt durch einander **scharren** und **picken**, so folgen die **Jungen** stets dem **Rufe** der **rechten Mutter**, ohne je zu **irren**. Nicht minder **scharf** ist das **Gesicht** des **Huhnes**; aus **weiter Ferne** erkennt es den **gefürchteten Raubvogel**.

Hat die **Henne** ein **Ei** gelegt, so **gackert** sie; lässt man ihr eine **größere Anzahl Eier** im **Neste**, so **brütet** sie. Nach einer **dreiwöchentlichen Brutzeit** schlüpfen die mit **grünlichem Flaum** bedeckten **Hühnchen** oder **Küchlein** aus der **Eierschale**. Obwohl dieselben nach

kurzer Zeit schon selbst ihr Futter suchen können, sorgt dennoch die Henne mit großer Sorgfalt für sie.

Die Gluckhenne führt ihre Küchlein an den besten Futterplatz, trägt Sorge für die rechte Vertheilung des Futters, und wenn ein Ungewitter heranzieht, oder sonst eine Gefahr droht, lockt sie das kleine Volk unter ihre Flügel. Während die Hühner friedlich mit einander leben, ist dieß keineswegs bei den Hähnen der Fall; dieselben sind in hohem Grade streitsüchtig.

Im Kampfe bedient sich der Hahn nicht bloß des scharfen Schnabels, sondern auch des Spornes als Waffe. Eine ganz besondere Eigenschaft des Hahnes ist seine Wachsamkeit; durch lautes Krähen verkündet er den Anbruch des Tages.

Im Sprichwort sagt man: „Früh mit den Hühnern zu Bette, und auf mit dem Hahn um die Wette!“ — „Das Huhn legt gern in's Nest, worin schon Eier sind.“ — Hat die Henne ein Ei gelegt, so gackert sie.“ — Bleibt einer unbemerkt und unbeachtet, so wendet man das Sprichwort an: „Es kräht kein Hahn nach ihm.“

54. Fremde Hühnerarten.

In großen Wirtschaftshöfen sieht man außer den Haushühnern auch noch einige fremde Hühnerarten, die theils des Nutzens wegen, theils zum Vergnügen gehalten werden.

Das ist der Truthahn oder Puter mit seiner Familie, — eine kampflustige, zänkische Gesellschaft, die sich sicherlich für vornehm hält, weil sie den ganzen Hof beherrscht. Mit lächer-

licher Würde schreitet der Truthahn einher. Sein Kopf ist kahl und warzig, über den Schnabel hängt ein rother Fleischlappen herab; an der Brust trägt er ein Büschel langer Haare.

Jetzt bläst er mit einemale den Hals auf, sträubt die Federn, schlägt mit dem Schweife ein Rad. Dabei biegt er den Hals zurück, wird blau am Halse und Kopfe, und seine herabhängenden Flügel streifen den Boden. So spreizt er sich in stolzer Haltung und stößt von Zeit zu Zeit ein starkes, kollerndes Geschrei aus.

Was hat ihn nur so aufgebracht? Wer mag's wissen. Jeder rothe Lappen Zeug, alles Pfeifen und Klingeln bringt ihn so in Wut, dass man nicht ohne Gefahr in seiner Nähe bleiben kann.

Geringer als sein Zorn jedoch ist seine Kraft; ein tüchtiger Haushahn bemeistert in der Regel den griesgrämigen Puter.

Obgleich er wohl 20 Jahre alt werden kann, so gönnt man ihm doch selten mehr als 4 Lebensjahre, weil das Fleisch von alten Truthähnen ungenießbar ist. Die meisten werden im ersten Jahre geschlachtet und liefern ein vorzügliches Fleisch, weißes, gelbes und rothes, das dem Schweinefleisch, Kalbfleisch und Hammelfleisch ähnelt.

Die Truthenne ist kleiner als der Hahn und einfacher gefärbt, sie ist weniger lebhaft, und viel gutmüthiger als dieser. Sie legt gegen 20 Eier und kann deren wohl 14—16 ausbrüten, allein die Pflege der Jungen ist mühsam. Sie sind äußerst dumme Thiere, die sich leicht verlaufen und nicht selten Schaden nehmen. Vor

allen Dingen müßen sie vor Kälte und Nässe geschützt werden.

Denselben zänkischen Sinn wie der Truthahn hat auch das zierliche Perlhuhn. Seinen Namen führt es von den weißen, dunkelbegrenzten Perlenflecken auf seinem glatt anliegenden bläulichgrauen Gefieder.

Der nackte Kopf ist wie mit einem Helme geziert, und von jeder Wange hängt ein rother fleischiger Bartlappen herab. Der Rücken ist erhaben, der Schweif kurz und herabhängend, die Sporen fehlen.

Da sein Fleisch sehr schmackhaft ist, und da das Perlhuhn auch viele Eier legt, so würde man es häufiger halten, wenn seine Jungen nicht noch viel empfindlicher gegen Kälte und Nässe wären, als die Truthühner. Sein eintöniges Geschrei ist unangenehm.

Mehr noch als das Perlhuhn ziert der Pfau unsere Höfe. Sein himmelblauer Hals, den er stolz hin und her wiegt, sein ebenso blauer, kronenartiger Federbusch, vor allem aber sein goldgrüner Schweif mit den violetten Augen oder Spiegeln machen ihn zu dem schönsten der Scharrvögel. Dessen scheint er sich aber auch bewusst zu sein; denn sein Gang ist abgemessen, seinen Schweif trägt er mit Sorgfalt und vermeidet, ihn irgendwo anzustoßen oder zu beschmutzen. Auch wenn er das Rad schlägt, geschieht dieß mit einer gewissen Eitelkeit entweder vor seinen Hennen oder vor menschlichen Zuschauern. Sein hässliches Geschrei, welches er namentlich des Abends beim

Auffliegen auf Bäume oder Dächer hören lässt, so wie seine unschönen Füße könnten ihn wohl bescheidener machen. Aber es gibt unter den zahmen Vögeln nicht leicht einen boshafteren als den Pfau. Er will überall den Vorrang behaupten, beißt das übrige Geflügel nicht bloß beim Füttern, sondern oft ohne jede Ursache; selbst bei seinen Jungen macht er keine Ausnahme.

Die Pfauhenne legt 8 bis 12 Eier, brütet aber nachlässig und wendet auch den ausgekrochenen Jungen wenig Sorgfalt zu, weswegen man die Pfaueneier meist Haushühnern unterlegt.

55. Der Vögel Sorge für ihre Jungen.

In der Sorge der Vögel für ihre Jungen zeigt sich eine große Verschiedenheit. Während einzelne ihre kleine Brut noch eine geraume Zeit, nachdem sie das Ei verlassen hat, mit Futter versehen, sind andere dieser Sorge überhoben. Nackt und hilflos liegt die junge Schwalbe im Nest; lustig tummelt sich das Küchlein, oft noch die halbe Schale auf dem Rücken, umher; von Zeit zu Zeit sucht es höchstens Wärme unter dem Flügel der Mutter.

Jene Vögel, welche ihre erste Jugendzeit im Neste zubringen, heißen Nesthocker, diese, welche den Alten ungleich weniger Sorge machen, heißen Nestflüchter.

Für Nesthocker und Nestflüchter sind in der ersten Jugend Insekten das erspriesslichste Futter. Freilich füttern die Tauben ihre Jungen anfangs mit Körnern; allein sie bereiten diese Nahrung in ihrem Kropfe erst

zu einem milchähnlichen Brei, der für den jungen Magen leicht verdaulich ist.

Wald und Gebüsch sind der Tummelplatz der Nesthocker, denn dort ist ihre Speisekammer; auf Feldern und Wiesen dagegen treiben die Nestflüchter ihr lustiges Wesen.

Was für eine nette Wirtschaft ist ein Vogelnest! Wie zierlich, wie bequem und reinlich sind die meisten dieser Wohnungen! Mögen Spechte und Meisen noch so tief in Baumlöchern nisten, immer sind ihre Jungen reinlich gebettet, denn jedes Theilchen Unrath trägt die Mutter im Schnabel zum Flugloche hinaus. Wenn der Wiedehopf hierbei eine Ausnahme macht, so verdient er Entschuldigung; denn sein langer, dünner Schnabel eignet sich nicht zum Reinigen des Nestes. Bei jenen Vögeln, deren Nester sich nicht in Höhlungen befinden, wie z. B. bei den Schwalben, sorgen die Jungen selbst für Reinlichkeit.

Die jungen Nesthocker sind im Anfange mit Stoppeln bedeckt. Bilden sich aus denselben allmählich Federn, und sind die Schwanzfedern bereits einige Linien lang, so erhebt sich wohl der stärkste Nestbewohner, um die kleinen Glieder ein wenig zu strecken. Ist das Federkleid völlig ausgebildet, und wird das Nest endlich gar zu enge, setzt sich eines oder das andere der Jungen auf den Nestrand, streckt der atzenden Mutter den weitgeöffneten Schnabel entgegen und nimmt den andern die Speise weg. Um in der Atzung

nicht verkürzt zu werden, suchen nun auch die andern den Nestrund auf. Von da bis auf den nächsten Ast ist es nicht weit: der erste Flug wird gewagt. Und sieh da! die kleinen Flügel bestehen die Probe; eines folgt dem andern, die ganze Brut ist flügge geworden. Nach und nach zerstreut sie sich in die nächsten Gebüsche; nur kurze Zeit noch, und sie ist den Alten fremd geworden.

Nach der Brutzeit verlieren letztere ihre Federn und bekommen neue. Während dieser Zeit kränkeln sie, verbergen sich in dichtem Gebüsch und singen erst dann wieder, wenn das neue Gefieder gewachsen ist. Wird der Herbst rauh, und ist das Futter spärlich, so unternehmen die Singvögel Streifzüge, oder ziehen über das Meer, um im nächsten Jahre wiederzukommen und uns den Frühling zu verschönen.

56. Das Singen.

1. Des Menschen Singemeister waren die Vögel schon im Paradies. Der Waldgesang der luftgen Scharen klang unserm Ahnherrn wundersüß.

2. Das muß dir, dacht' er, auch gelingen! Versuchend traf er manchen Ton; und so vererbte sich das Singen vom Vater immer auf den Sohn.

3. Wir dürfen uns der Kunst nicht schämen, die uns ein freies Volk gelehrt, das weder Hass, noch Neid, noch Grämen in seiner reinen Freude stört.

4. Nur solchen heitern Wesen glücket ein muntres Liedchen ohne Zwang; denn selbst nicht jeden Vogel schmücket der Liedergabe froher Klang.

5. Des Waldes Fürst, der Aar, beschenkt trotz Sonnenflug uns nicht mit Sang, und alles Raubgeflügel denket stockstill auf nichts als guten Fang.

6. Auch Menschen, die nach Schätzen trachten, sind stumm und grämlich, wenn man singt; sie pflegen alles zu verachten, was nicht wie Gold und Silber klingt.

7. Doch wer zu seinen Lebensschätzen den Frohsinn und die Freude macht, den wird gewiss ein Lied ergetzen, hat er sein Tagewerk vollbracht.

57. Das Rothkehlchen.

Im März und April kommen die Rothkehlchen in großer Menge von ihren Zügen zurück und lassen ihren angenehmen Gesang in Sträuchern und Hecken ertönen. Das Rothkehlchen hat einen schwärzlichen Schnabel und eben solche Füße; das Gefieder des Oberkörpers fällt in's Olivengrüne; an den Spitzen der untern Flügeldeckfedern bemerkt man gelbe Punkte, die man Spiegel nennt. Die Kehle des Männchens ist rothbraun. Das Weibchen ist kaum von dem Männchen zu unterscheiden, doch hat es eine blasser geröthete Brust und hellere Beine. Das Rothkehlchen ist in allen Laub- und Nadelwäldern zu finden. Es ist ein munteres Vögelchen, macht, wenn es ihm wohlgeht, oft Verbeugungen, ist sehr neugierig, hüpfst schnell, fliegt gern nahe an der Erde hin, wenn es nicht auf dem Zuge ist, und badet sich oft. Es nährt sich von Insekten, Würmern, Beeren, vorzüglich von Holunder- und Eberätschenbeeren. Im April sucht das Rothkehlchen ein einsames Plätzchen im Walde auf, baut hier aus Moos ein Nest in eine Höhlung an der Erde, und das Weibchen legt 4—6 gelblichweiße Eier. Die

Jungen sehen anfangs so wollig aus wie die jungen Gänschen. Der Gesang des Männchens ist sehr lieblich und in der Abenddämmerung überaus angenehm zu hören.

Besonders beliebt sind diese Vögel in Tirol, und nach ihnen am meisten die Tannenmeisen und Krummschnäbel. Geht der Tiroler Bauer in den Wald und holzt für den Winter, so ist mit dem Wiederhall der spaltenden Hacke auch schon das „Rothkröpft“ da, setzt sich auf den nächst besten Stock und zeigt ein gar zutrauliches Wesen.

Zuweilen bleiben auch Rothkehlchen, welche die Abreise versäumten, im Winter bei uns. In dieser Zeit kommen sie oft von selbst in die Nähe der Häuser und überwintern gern in den Wohnungen der Menschen. Sie zeigen dann für die gastfreie Aufnahme eine treue Anhänglichkeit gegen ihre Beschützer.

58. Die Bachstelze.

Welch ein flinkes, zierliches Vögelchen ist die Bachstelze! Wie schlicht und doch wie sauber und kleidsam ist ihre Tracht! Bläulich-grau ist das Rücklein, weiß das Mieder, schwarz mit weißem Saume die lange Schleppe. Oben am Dachgiebel der Wassermühle baut sie gern ihr Nest, kunstlos und reinlich. Von da aus singt sie ihre einfachen Weisen, mit denen sie die schwächeren Stimmen der Grasmücke und des Hänflings übertönt.

Plötzlich verlässt sie ihren hohen Wohnsitz und fliegt hinab zur Erde. Dort läuft sie

dir mitten im Hofe vor den Füßen umher und jagt im zierlichen Getrippel den Fliegen nach. Unaufhörlich nickt sie mit dem Köpfchen, rastlos wippt sie mit dem Schwänzchen.

Nicht lange, so schießt sie über den Teich, dann fliegt sie dem Brachfelde zu und folgt emsig dem Pfluge, hinter dem sie Larven und Würmer in Menge findet. Oder sie fliegt nach der Uferwiese, wo die Rinder weiden, denen sie dreist das Insekt vom Rücken wegliebt.

Aber am liebsten weilt sie doch am Wasser. Sie läuft so schnell am Ufer hin, dass dein Auge ihren Schritten kaum folgen kann, und dabei untersucht sie mit scharfem Blick jeden Halm, jedes kleine Versteck, das ihre Beute verbirgt. Nun tritt sie auf einen Kieselstein im Bache, sie badet, sie trinkt. Auf einmal jedoch wirft sie sich mit Schwung und Sprung in die Höhe, denn über ihr tummelt sich ein lustiger Mückenschwarm. Und so treibt sie's vom Morgen bis zum Abend. Kurz und gut, unter dem kleinen Federvolke ist kaum ein Vogel anmutiger und zuthunlicher als die Bachstelze.

59. Unsere kleinsten Vögel.

Zu den kleinsten Vögeln gehört der Zaunkönig. Er findet sich in Hecken und Gebüsch, wo er das ganze Jahr hindurch sein lustiges Wesen treibt. Mit hochgehobenem Schwänzchen und herabhängenden Flügeln hüpf er umher oder durchstößt mausartig alle Winkel, um Insekten zu fangen. Im kalten Winter sitzt er wohl mit aufgestäubten Federn ein

wenig frostig da; aber dennoch gibt er aus voller Kehle sein kurzes Lied zum besten.

1. Heiße wohl König,
hab' aber wenig;

2. Lustig ohn' Unterlass
scheu' ich nicht kalt noch
nass;

hab' wohl ein sichres Haus, froh und gesellig,
bin aber lieber draus flink und anständig
schweifend in Feldern, treib' ich die Jägerei
jubelnd in Wäldern. Sommer und Winter frei.

3. Bleibe fein hübsch im Land,
gnüg' mich an meinem Stand.
Heiß' ich gleich König,
hab' ich gleich wenig,
wisst, dass in meinem Sinn
ich doch ein König bin.

Besondere List und Schlaueit beweist dieser Kleinkönig in der Anlage seines Nestes; selten wird man dasselbe finden. Nur der unverschämte Kukuk weiß es während der Brutzeit mitunter ausfindig zu machen. Von den 6 bis 8 Eiern des Zaunkönigs wirft er etliche hinaus und legt sein eigenes Ei hinein. Natürlich hat später der kleine Zaunkönig viel zu schaffen, um den jungen Kukuk, den er mit ausgebrütet hat, und den er für sein eigen Kind hält, gehörig zu sättigen; denn der Eindringling ist dreimal so groß als sein Pfleger.

An neugierigem munterem Wesen dem Zaunkönige ähnlich, aber noch kleiner als dieser ist das gesellige Goldhähnchen.

Das zeisiggrüne Vögelchen, mit gelber, schwarzgesäumter Haube auf dem Kopfe, ist der kleinste Vogel Europa's. Außerordentlich zahlreich tummeln sich die Goldhähnchen während des Sommers in den Nadelwäldern umher.

Sie klettern von Baum zu Baum, hängen sich oft verkehrt an die Spitzen der Zweige und zwitschern unaufhörlich. Sie sind so wenig scheu, dass man sie fast erwischen kann. Im Winter kommen sie auch in die Gärten; da sieht man sie über den Baumknospen schweben und die Insekteneier ablesen. Dabei rufen sie unaufhörlich „zitt — zitt“ und trillern leise ihr kleines Lied.

Sie bauen ein künstliches Nest aus Moos und Haaren, hängen es unter die Blätter dichter Zweige und legen in dasselbe sechs bis acht erbsengroße, fleischfarbene dunkelgefleckte Eier. Drei Goldhähnchen mit vollem Gefieder wiegen höchstens ein Loth.

60. Der Kiebitz

gehört zu den Sumpfvögeln. Das erkennt man an seinen Watbeinen, die in ihrer Bildung denen des Storches ähnlich sind. Sein Gefieder ist an Brust und Kehle schwarz, am Bauche weiß und auf dem Rücken dunkelgrün glänzend; den Kopf ziert ein Federbusch.

Der Kiebitz ist ein sehr beweglicher Vogel, man sieht ihn selten rasten; sogar beim Mondenscheine macht er seine geschickten Wendungen im Laufe und Fluge. Dabei lässt er, besonders wenn man sich seinem Neste nähert, unaufhörlich den Ruf „Kiewit“ vernehmen.

Droht dem brütenden Kiebitz Gefahr, so zeigt er sich muthig und listig. Krähen, welche seinem Neste zu nahe kommen, erhalten heftige Schnabelstöße; Jagdhunde werden durch sein Geschrei nicht selten erschreckt und in die Flucht

geschlagen. Um das Nest nicht zu verrathen, fliegt der Kiebitz bei der Annäherung eines Störers nicht sogleich auf, sondern läuft erst geduckt eine Strecke fort und erhebt sich dann schreiend. Bleibt man in der Nähe des Nestes, so wird man vom Männchen und Weibchen fortwährend fliegend umkreist und durch klägliches Geschrei gleichsam um Schonung angerufen.

Als Nahrung dienen dem Kiebitz vorzüglich Insekten, Regenwürmer und Schnecken. Weil er diese im Winter nicht bei uns findet, begibt er sich im Spätherbste nach wärmeren Gegenden Europa's, kehrt jedoch schon im März wieder zurück.

61. Die Vögel.

Zur schönen Frühlingszeit, wenn Baum und Strauch sich schmücken, zeigt sich neues Leben unter den Vögeln. Diejenigen, welche in den rauhen Herbsttagen in wärmere Länder gezogen waren, kehren zu uns zurück; die, welche im Winter bei uns ein kümmerliches Leben gefristet, freuen sich der warmen Sonnenstralen.

Im Walde und auf der Flur ertönt der Gesang der Vögel. Bald fangen sie an ihre Nester zu bauen. Einige bauen sie an der Erde und wissen sie im Grase, in der Saat, oder hinter einem Erdhaufen künstlich zu verbergen.

Andere suchen Binsen, Schilf oder Rohrgebüsche an den Ufern der Gewässer zum heimlichen Verstecke auf. Noch andere nisten auf Felsen oder auf hohen Waldbäumen. Die Singvögel legen ihre Nester auf niedrigen

Bäumen oder in Hecken und Sträuchern an. Endlich gibt es auch Vögel, welche hohle Bäume, Mauerlöcher und Steinspalten zu Brutplätzen wählen. Ist der Bau des Nestes vollendet, so legt das Weibchen die Eier hinein. Anzahl, Farbe und Größe der letzteren sind bei den verschiedenen Arten verschieden.

Das Ei, in welchem ein verborgenes Leben ruht, besteht aus der Schale, dem Eiweiß und dem Dotter. An der einen Seite des letzteren bemerkt man eine kleine linsenförmige Narbe, man nennt sie den Keim. Diese Narbe ist der Anfang zum künftigen Vogel. Das Eiweiß und der Eidotter hüllen den Keim ein und dienen dem werdenden Vögelchen zur ersten Nahrung. Die Ausbildung des Keimes im Ei wird durch das Brüten bewirkt. Das Weibchen setzt sich auf die Eier und erwärmt sie. Wenn die Brutwärme dieselben durchdringt, so regt sich der Keim und entwickelt sich in 2—4 Wochen zu einem Vöglein, das endlich die Schale zersprengt.

Die Bedeckung der Vögel sind Federn. Am Vogelkörper bemerken wir vier Bewegungswerkzeuge; die vorderen heißen Flügel, die hinteren Füße. Am Kopfe sehen wir einen hornartigen Schnabel mit zwei Nasenlöchern.

Die Ohren sind wenig bemerkbar, da das äußere Ohr oder die Ohrmuschel fehlt. Die Ohrlöcher liegen seitwärts am hintern Theile des Kopfes.

Der Bau fast aller Vögel macht sie zum Fliegen geeignet. Die Knochen sind hohl und sehr leicht.

Der Schnabel und das spitz zugehende Brustbein durchschneiden die Luft, wie der Kahn die Flut; der Schwanz dient als Steueruder. Je länger Schwanz und Flügel sind, desto schneller und sicherer ist in der Regel ihr Flug.

Viele Vögel sind bestimmt, vorzugsweise auf dem Wasser zu leben; das sind die Schwimmvögel. Sie bedienen sich ihrer Füße als Ruder, indem sie dieselben mit ausgespannter Schwimnhaut rückwärtsstoßen und mit gefalteter Schwimnhaut vorwärtsziehen. Der Schwan erhebt beim Schwimmen auch die Flügel, um mit ihnen wie mit Segeln die Luft aufzufangen.

Auf dem Boden hüpfen die Vögel entweder mit beiden Füßen zugleich, oder sie setzen einen Fuß nach dem andern fort. Fast alle Singvögel hüpfen; die hühnerartigen dagegen schreiten. Die meisten Singvögel haben einen unsicheren und schwankenden Gang. Am unbeholfensten gehen diejenigen Vögel, deren Körper ganz besonders zum Fliegen oder Schwimmen eingerichtet ist. Viele Vögel klettern an Bäumen und Mauern mit großer Geschicklichkeit hinan. Ihre langen, mit scharfen Nägeln versehenen Zehen und der aus steiferen Federn gebildete Schwanz leisten ihnen dabei gute Dienste; man nennt sie Klettervögel.

Ihre Nahrung nehmen die Vögel aus dem Thierreiche und aus dem Pflanzenreiche. Die Eulen jagen am liebsten kleine Säugethiere, die Sperber machen Jagd auf andere Vögel,

Reiher und **Störche** leben meist von **Fröschen** und **Fischen**. Die **Schnepfe**, der **Kiebitz** und das **Wasserhuhn** nähren sich von **Wasserinsekten** und von **Würmern**. Der **Specht**, der **Kukuk**, die **Lerche**, die **Schwalbe** und die **Drossel** suchen **Raupen** und **Insekten**. Die **Tauben**, die **Papageien** und die **Strauße** leben von **Pflanzenstoffen**.

Sind im **Winter** die **Pflanzen** bei uns erstorben, ruhen die **Insekten** verborgen im **Winterschlaf**, sind die **Flüsse** und **Sümpfe** zugefroren und spenden sie daher nicht mehr **Fische** und **Frösche** zur **Nahrung**; da wird die **Noth** bei manchen **Vögeln** groß. Nicht bloß der **Hunger** droht ihnen in dieser **Zeit**, auch die **Kälte** wird ihnen gefährlich. Deshalb verlassen sie uns und ziehen in wärmere **Gegenden**. Solche **Vögel** nennt man **Zugvögel**.

Zu ihnen gehört der **Storch**, die **Schwalbe**, die **Nachtigall** u. a. m. Andere **Vögel**, wie der **Hänfling**, der **Zeisig**, der **Kreuzschnabel** streifen in ihrem **Vaterlande** während der **Winterzeit** umher; sie werden deshalb **Strichvögel** genannt. Noch andere halten wie treue **Freunde** auch während des **Winters** bei uns aus; wir nennen sie **Standvögel**. Zu ihnen gehört der **Rabe**, der **Sperling**, der **Zaunkönig**.

Die **Vögel** erfreuen uns durch ihre **zierliche**, **Gestalt**, viele derselben auch durch ihren **lieblichen** **Gesang**. Sie werden **Wohlthäter** für uns indem sie viele **Thiere** vertilgen, die **Schaden** bringen. Eine **große** **Anzahl** gibt **Fleisch** und

nahrhafte Eier; andere liefern Federn, mit denen wir uns decken und wärmen. Von jeher hat deshalb der Mensch die Vögel als seine Freunde angesehen, und ein Vogelnest wird von dem gefühlvollen Menschen als ein Heiligthum betrachtet. Nur ruchlose Hände können sich darnach ausstrecken, um es muthwillig zu zerstören.

Die Vögel merken es auch, dass sie von dem Menschen gern gelitten sind. Die Schwalben bauen getrost unter dem Dach und an dem Fenster unserer Wohnungen. Nistet der Storch auf dem Hause des Bauern, so freut sich dieser gewiß des treuen Hausfreundes. Täglich schaut er dem Leben und Treiben des Vogelpaares zu, und manchem mag wohl bei diesem Anblick der Gedanke an das Wort des Herrn in den Sinn kommen, das von den Vögeln gesagt ist: „Sie säen nicht, sie ärnten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie?“

62. Der Frosch.

Im Frühjahre sieht man im stehenden Wasser oft kleine schwarze Thiere herumswimmen, die wohl wie Fische aussehen, aber keine sind. An einem eirunden Leibe, der kleiner ist als eine Haselnuss, hängt ein ziemlich langer beweglicher Schweif, mit dessen Hilfe sie hurtig im Wasser herumrudern; selten eines allein, gewöhnlich eine große Schar. Man nennt sie Kaulköpfe oder

Kaulquappen; und wenn man sie betrachtet, wird man's kaum glauben, dass es die Jungen vom Frosche sind, der im Grase herumhüpft und quakt, und keinen Schweif hat, wohl aber vier lange Füße, die ihm beim Springen und Schwimmen gut zu statten kommen. Und dennoch ist es so. Die Froscheier — man nennt sie Froschlaich — liegen an der Oberfläche des Wassers, und werden von der Sonnenwärme ausgebrütet. Aus ihnen schlüpfen die Quappen, und suchen sich ihre erste Nahrung im Wasser. Nach einem Monate sehen sie schon anders aus. Zu beiden Seiten sind ihnen die Hinterfüße gewachsen, und der Schweif ist kürzer geworden. Und wieder nach einem Monate sind auch die Vorderfüße da, der Schweif fällt ab, die Haut löst sich vom Leibe, und aus der Quappe ist ein — Frosch geworden, der nicht mehr im Wasser allein, sondern auch im Grase, unter Sträuchen und selbst auf Bäumen seine Nahrung sucht.

Die Frösche sind muntere, hurtige Thiere, welche mehrere Schuh weit hüpfen können. In schönen Frühlingsnächten quaken sie zu hunderten um die Wette, und so laut, dass man den Lärm weit hört. Zuerst lässt sich der Laubfrosch hören, welcher der kleinste, aber auch der schönste unter den Fröschen ist, oben hellgrün, unten weißlich mit einem gelb und schwarzen Seitenstreifen. Er sitzt gern im Laub der Bäume, und wenn er schreit, schwillt ihm an der Kehle eine Blase

an, so groß wie eine Walnuss. Später fängt der Grasfrosch zu quaken an, obgleich er früher als der Laubfrosch aus dem Winterschlaf erwacht. Er ist viel größer als dieser, gelblichbraun mit schwärzlichen Flecken und einem schwarzen Längsstreifen über dem Rücken. Er sitzt gern in Grasgärten und Kornfeldern, und lauert auf seinen Fang. Kommt ihm ein Insekt vor die Augen, so bleibt er unbeweglich sitzen, bis es nah genug ist, fährt dann plötzlich wie der Blitz darauf los, streckt die klebrige Zunge heraus und verschluckt es, ohne dasselbe zu kauen.

Der Wasserfrosch quakt am spätesten macht aber den größten Lärm. Er ist der größte unter den dreien, oben grasgrün mit schwarzen Flecken und drei gelben Längsstreifen auf dem Rücken, unten weiß und schwarz gefleckt. Er ist sehr gefräßig, und begnügt sich nicht allein mit Mücken und Schmetterlingen, sondern lässt sich auch Schnecken und Molche schmecken. Er ist der beste Springer unter den Fröschen. Oft springt er in einem klastertlangen Bogen vom Ufer in den Teich. Der Grasfrosch und der Wasserfrosch sind essbar. Die Schenkel ihrer Hinterbeine geben eine nahrhafte, leicht verdauliche Speise, und schmecken fast wie Hühnerfleisch. Der Laubfrosch zeigt das Wetter an, denn er schreit, wenn Regen bevorsteht.

Schädlich ist kein Frosch; vielmehr nützen uns alle dadurch, dass sie lästige

Fliegen und Mücken zu tausenden wegfangen. Darum soll man sie nicht muthwilligerweise quälen oder gar tödten. Gott hat schon wieder andere bestellt, die den Fröschen zu Leibe gehen, wie die Frösche den Fliegen und Mücken. Ihr größter Feind ist der langbeinige Storch und seine Vettern: der Kranich, der Reiher, die Rohrdommel.

Da die Frösche nicht auswandern können, so wühlen sie sich, wenn der Winter kommt, in den Schlamm ein, und erstarren darin, bis die Frühlingssonne sie wieder erweckt.

63. Die Eidechsen.

Dass viele Menschen sich vor den Schlangen fürchten, das ist wohl begreiflich, weil einige von ihnen giftig sind. Aber warum sie den Eidechsen feind sind, ist schwer zu erklären. Die Eidechsen sind harmlose Thiere, die niemand schaden, die vielmehr dadurch nützlich werden, dass sie allerlei Insekten vertilgen.

Der Körper der gemeinen grauen Eidechse ist spannenlang und spindelförmig mit Schuppen und Schildern bedeckt. Der Kopf ist breit und fast viereckig. Im Kiefer und am Gaumen sind viele Zähnchen; die Zunge ist lang und gespalten, das Maul sehr weit. Die Ohren sind rückwärts am Kopfe, die Ohrmuscheln fehlen. Der Hals ist kurz und dick, vom Rumpfe fast nicht zu unterscheiden; der Rumpf ist lang und geht in einen spitzen Schwanz aus. Bricht derselbe ab, so ergänzt er sich wieder.

Die Eidechse hat vier Beine und an den Füßen Zehen mit Krallen. Man sieht sie im Sommer häufig in Hecken und Steinhaufen, wo sie sich gerne sonnt. Sie hält gleich den übrigen einheimischen Eidechsenarten einen Winterschlaf.

Eine Eidechsenart muß um ihrer Nahrung willen sich aus dem Gebüsch und aus dem Steinhaufen hinaus in's Grüne wagen; sie hat die Farbe des Grasses und heißt deswegen auch die grüne Eidechse. Wegen ihrer Farbe wird sie weder von den Thieren leicht entdeckt, welchen sie nachstellt, noch von dem Storche, der ihr selber an's Leben geht.

Es gibt auch im Wasser Eidechsen, diese haben Schwimmfüße. Selbst auf dem Grunde der Brunnen findet man sie zuweilen. Die Brunneneidechse ist weder giftig, noch verunreinigt sie das Wasser; im Gegentheil hält sie sich nur in sehr gutem und reinem Wasser auf.

64. Die Blindschleiche.

Dieses Thier hat einen fußlosen, walzenrunden Körper, wird etwas über einen Fuß lang und kaum so dick wie ein kleiner Finger. Der Name ist nicht zutreffend; denn obwohl das Thier nur kleine Augen hat, so ist es doch nicht blind. Die Blindschleiche wird von Unkundigen oft für eine giftige Schlange gehalten. Sie hat aber durch den Bau ihres Kopfes, namentlich durch die festen mit einander ver-

wachsenen Kiefer mehr Ähnlichkeit mit einer Eidechse als mit einer Schlange, und von Giftzähnen ist bei ihr keine Spur zu finden.

Sie stellt sich übrigens, wenn man sie ergreift, sehr unbändig an, vertheidigt sich aber fast nie durch einen Biss. Ihr Schwanz bricht leicht ab, was in dem eigenthümlichen Baue desselben seinen Grund hat. Er besteht nämlich aus Ringen von kurzen, kegelförmigen Muskeln, von denen jeder mit der Spitze in der Höhlung des folgenden steckt. Das abgebrochene Stück des Schwanzes bewegt sich noch mehrere Stunden lang fort, wird aber nicht wieder ersetzt, wie dieß bei den Eidechsen der Fall ist.

Vom Mai bis September häutet sich die Blindschleiche jeden Monat einmal. Ihre Nahrung besteht in nackten Schnecken, Regenwürmern und glatten Raupen. Will sie einen Regenwurm verzehren, so nähert sie sich demselben langsam, befühlt ihn erst mit der Zunge, sperrt langsam den Rachen auf und erfaßt ihn dann endlich. Er windet sich mit aller Kraft; sie wartet, bis er ziemlich abgemattet ist, und verschlingt ihn dann nach und nach. Dabei wendet sie den Kopf bald rechts bald links und greift mit den Zähnen vorwärts. Zwei mittelgroße Regenwürmer reichen aus, sie zu sättigen. Übrigens vermag die Blindschleiche ein halbes Jahr ohne Nahrung auszudauern.

Die Weibchen legen gegen Ende August 8 bis 16 Eier mit dünnen häutigen Schalen, aus denen nach kurzer Zeit die

Jungen schlüpfen, die keiner mütterlichen Pflege bedürfen.

Da den Blindschleichen die Kälte verderblich ist, so verkriechen sie sich im Herbst, und halten einen Winterschlaf, aus dem sie bei gutem Wetter jedoch schon im März wieder aufwachen.

65. Die Amfibien.

Diesen Namen hat man den Thieren beigelegt, welche sowohl im Wasser als auf dem Lande leben können, und welche rothes, kaltes Blut haben.

Zu ihnen gehören die Frösche, Schlangen, Eidechsen und Schildkröten. Die Thiere dieser Klasse haben entweder eine unbedeckte oder eine mit Schuppen oder Schildern bedeckte Haut. Sie athmen meistens durch Lungen. Eigenthümlich ist ihnen die Zähigkeit des Lebens: selbst bedeutende Wunden heilen bei ihnen schnell, und zerstörte Körpertheile bilden sich von neuem. Die Amfibien vermehren sich durch Eier.

Großen Einfluss übt auf diese Thiere die Wärme. Bei höherer Wärme sind die meisten lebhaft und schnell, bei minderer langsam und träge. Ihre Bewegung ist entweder schleichend, kriechend oder hüpfend. Im Winter verbergen sie sich in Mauerritzen, Baumlöchern oder im Schlamme, um ihren Winterschlaf zu halten. Nahrung nehmen sie während desselben nicht zu sich; der Blutumlauf ist nur langsam, der Athem scheint in dieser Zeit ganz aufzuhören.

Die Amfibien nähren sich fast nur von lebenden Thieren, sie verschlingen die Nahrung ganz, da sie dieselbe nicht kauen.

Von den Säugethieren und Vögeln hat der Mensch viele in seine Nähe gezogen; dem Treiben der munteren Fische sieht er gern zu; die Amfibien dagegen machen fast alle einen abstoßenden Eindruck auf ihn. Das mag zum Theil daher kommen, weil einige derselben, wie z. B. die Kreuzotter, giftig sind. Um die Verminderung schädlicher Amfibien braucht sich der Mensch nicht sonderlich zu bemühen, wenn er nur die Feinde derselben gewähren lässt. Zu den Feinden der Kreuzotter gehört der Bussard, der Storch, der Igel und selbst das Schwein. Von all diesen Thieren wird sie verzehrt, ohne dass ihr Genuss nachtheilige Folgen für dieselben hat.

66. Die Forelle.

Am klaren Bache verweilen die Kinder gern und sehen den Fischen zu, wie sie munter umherschwimmen. Lustig schnellt einer über die Oberfläche des Wassers empor; er macht Jagd auf eine Mücke.

Das ist eine Forelle. Welch ein schöner Fisch! Wie Silber schimmern die Schuppen. Oben am Rücken sind sie etwas dunkler, mit schwarzen Punkten besetzt; die Seiten sind gelblich, der Bauch ist weiß; im Weißen sieht man Punkte mit blauen Rändern.

Die Forelle hat sechs Flossen: zwei neben den Kiemendeckeln, zwei am Bauche,

eine auf dem Rücken, und eine gabelförmige Flosse am Schwanz. Im Maul sieht man die spitzen Zähne am Rande der beiden Kinnladen; aber auch noch Gaumen und Zunge sind mit Zähnen besetzt. Die Forelle hat ein starkes Gebiss; sie verzehrt nicht nur Mücken und Würmer, sondern auch kleine Fische.

Sie lebt in Bächen, Flüssen und Seen mit frischem, klarem Wasser. Je schattiger ihr Aufenthaltsort ist, desto dunkler ist sie gefärbt. Hie und da wird sie auch in Teichen gezogen. Wie ein Pfeil schießt sie durch das Wasser. Sie hat ein feines Gehör und Gesicht und einen scharfen Geruch. Sobald sie jemanden am Ufer bemerkt, verbirgt sie sich eiligst; daher ist sie auch schwer zu fangen.

Die Forelle wird gut bezahlt; denn ihr Fleisch ist zart und wohlschmeckend.

67. Der Stichling.

Der Stichling wird kaum fingerlang, ist aber einer der schädlichsten Raubfische. Während nämlich die andern Raubfische immer nur einen, oder höchstens einige Fische verschlingen, vertilgt er ihrer hunderte und tausende in der kürzesten Zeit, indem er den Laich, d. i. die Brut, frisst.

Dazu kommt, dass er sich außerordentlich vermehrt, weil es an Fischen fehlt, die ihm nach dem Leben stellen. Ein alter Hecht oder Barsch oder sonst ein kluger Räuber unter den Fischen hütet sich, einen Stichling zu verschlingen. Und wenn es ja einmal geschieht, so muß es der Unvorsichtige mit dem Leben bezahlen.

Der Stichling ist nämlich am Bauche mit einem, am Rücken mit drei scharfen Stacheln bewehrt; diese kann er nach Willkür niederlegen und aufrichten. Wird er nun von einem anderen Fische gefasst, so bleibt er demselben mit ausgebreiteten Stacheln im Rachen stecken, und spießt seine Flossen so fest ein, dass ihn jener weder hinabschlingen, noch von sich geben kann. Mit der Beute im Maul muß sein Feind erhungern.

Eine andere Merkwürdigkeit des Stichlings ist sein Nestbau. Das Männchen, an der röthlichen Kehle erkennbar, trägt Grasfasern, Holzstückchen und dergleichen im Maule zusammen und macht aus diesen Dingen ein Nest. Diese Baustoffe werden nämlich von dem Stichling zwischen die Halme der Wassergräser gefügt, und es fehlt dem kunstreichen Neste nicht an Festigkeit, weil der Fisch mit seinem Schleime die Fasern zusammenleimt. Das Nest hat an der einen Seite den Eingang, an der andern den Ausgang und ist ringförmig. Ist es fertig, so legen die Weibchen ihre Eier hinein. Ebenso sorgfältig, wie das Männchen das Nest baute, bewacht es nun auch die Brut. Mit gespreizten Stacheln schießt es hervor, sobald ein Feind sich nähert. Ist dieser ein großer Raubfisch und ist mit Gewalt nichts gegen ihn auszurichten, so nimmt er zur List seine Zuflucht: er schießt heftig an ihm vorüber und thut, als ob er eine Beute verfolge. Dadurch wird die Aufmerksamkeit des Feindes gewöhnlich vom Neste ab- und auf die vermeintliche Beute gelenkt.

68. Die Fische.

Die Gestalt des Fisches gleicht im allgemeinen der eines Kahnens. Der Schwanz ist das Steuer, und die Flossen sind die Ruder. Die Bedeckung seiner Haut, welche größtentheils aus silberglänzenden Schuppen besteht, ist leicht und schlüpfrig, der Kopf meist zugespitzt und der Leib an beiden Seiten platt. Wie das Schiff in dem unteren Raum beschwert ist, damit es vor dem Umschlagen gesichert sei, so ist auch der Leib der Fische nach unten zu durch die Eingeweide beschwert, nach oben aber durch die Schwimmblase erleichtert. Diese liegt unter dem Rückgrat und ist mit Luft angefüllt. Will sich der Fisch in die Tiefe hinablassen, so drückt er die in der Schwimmblase enthaltene Luft zusammen; lässt der Druck nach, und dehnt sich die in der Schwimmblase enthaltene Luft wieder aus, so hebt sich der Fisch in die Höhe.

Die Fische athmen durch Kiemen, und haben rothes, kaltes Blut; ihr Geripp besteht aus Knorpeln oder aus Gräten. Sie leben im Wasser und vermehren sich sehr stark, und zwar durch Eier, die man Rogen nennt. Die wegen ihres Fleisches beliebtesten Fische sind die Forellen, Karpfen, Hechte, Lachse, Häringe und Aale.

69. Der Maikäfer.

Der Maikäfer besteht aus Kopf, Brust, Hinterleib und Gliedern.

Am Kopfe hat er zwei unbewegliche Augen ohne Augenlider, zwei Fühler und die Mundöffnung mit den Fresswerkzeugen.

Die Brust besteht aus 3, der Hinterleib aus 6 Ringen, und endet in eine Spitze. An den Seiten befinden sich dreieckige weiße Flecken. Die Flügeldecken sind braunroth.

Aus den Eiern der Maikäfer entstehen Larven (Maden), welche Engerlinge heißen. Diese leben in der Erde, nähren sich von Wurzeln zarter Pflanzen, und richten dadurch großen Schaden an. Sie häuten sich jedes Jahr. Im Sommer des vierten Jahres graben sie sich tiefer in die Erde, und verwandeln sich in Puppen, an denen die Gestalt des Maikäfers schon deutlich zu erkennen ist; endlich gegen den Herbst, manchmal auch erst im Frühjahr gestalten sie sich zu vollkommenen Käfern, die anfangs weich und weißlich sind. Im Mai verlassen sie den Boden und nähren sich vom Laube der Bäume.

Sobald es Abend wird, schwärmen sie dann umher; ihr eigentliches Gesumm wird durch das Schwirren der Flügel verursacht. Das Leben der Maikäfer dauert höchstens 2 Monate. Während dieser kurzen Zeit richten sie jedoch an Obst- und Waldbäumen empfindlichen Schaden an. Darum ist es nothwendig, sie überall zu vertilgen, wo es irgend thunlich ist.

70. Die Biene.

Eines Abends kam ein Knabe in eine Mühle und bettelte. Der Müller, der mit seinen Leuten eben am Tische saß, war ein guterherziger Mann, aber er konnte die jungen Bettler nicht leiden. Darum sprach er zu dem Knaben: „So jungen Burschen, wie du einer bist, gebe ich nichts; sie sollen arbeiten und was lernen.

Sag' mir, gehst du auch in die Schule?“ Und als der Knabe bejahte, fuhr der Müller in freundlicherem Tone fort: „Nun, so lass hören, was du kannst! Rathe, was ist das:

Es ist ein kleiner Soldat, der ein giftig Spießlein hat. Täglich zieht er mit Gesang in's Feld, nur im Winter bleibet er im Zelt. Er erobert ohne Zahl die schönsten Schlösslein zu Berg und Thal, er bricht in ihre Keller ein und trinkt aus goldnen Becherlein immer neuen, süßen Wein. Dann nimmt er feines Mehl in jede Hand und baut zu Hause Kammern, Wand an Wand. Die Kammern füllt er an mit süßem Most und sorgt im Sommer für des Winters Kost; und wäre jedermann so arbeitsam wie er, so gäb's im Lande keine Bettler mehr.“

Der Knabe besann sich nicht lange, sondern sprach: „Der kleine Soldat ist die Biene, und das giftige Spießlein ist ihr Stachel; der Gesang aber ist das Summen, und das Zelt der Bienenkorb. Die schönen Schlösslein sind die Blumen, die Keller die Blumenkronen, und die Becher sind die Blumenkelche, und der Wein ist der süße Saft darin. Das Mehl hingegen ist der feine Blütenstaub, und die Hände sind die Füße der Biene; die Kammern sind die Wabenzellen, und der Most ist der Honig, welchen die Biene aus den Blumen sammelt und für den Winter aufspart.“

„Recht so!“ sprach der Müller; „da du etwas gelernt hast, so sollst du auch ein Abendbrot haben. Aber künftig geh nicht wieder betteln.“

71. Die Kornmotte.

Auf Kornböden, wo namentlich altes Getraide lagert, und der freien Luft der Zutritt versperrt wird, ist die Heimat der Kornmotte. Mit weißlichgrauen, gefransten Flügeln, welche in der Ruhe die Form eines rundlichen Daches haben, sitzt sie während der Mai- und Junitage unbeweglich an Wänden und Balken. Wenn jedoch die Dämmerung eintritt, kommen Scharen von Motten und flattern auf dem Boden umher. Von Zeit zu Zeit senkt sich eine der schwärmenden wie ermattet herab und lässt sich auf dem Korne nieder. Sie legt an eines der Körner ein einziges Ei, klebt es fest und geht dann weiter. An einem zweiten Korn geschieht dasselbe, und so geht es fort, bis 80 und mehr gelblichweiße Eierchen an Körnern festsitzen. Nach 12 bis 14 Tagen kommt aus jedem Ei ein sechszehnfüßiges Räumchen, der weiße Kornwurm, zum Vorschein und bohrt sich zunächst in das Korn ein, das ihn bis jetzt getragen hat. Hier zehrt er von dem Mehle desselben. Sein Dasein ist nur an dem Klümpchen Unrath zu erkennen, welches er mit Seidenfäden verwebt, am Korne befestigt, und womit er den Eingang zum Innern verschließt. Das Häufchen am Korn wird allmählich größer, des Mehles aber wird weniger, bis endlich nur noch die Hülse übrig bleibt. Nun macht sich die Larve an ein zweites Korn und verfährt wie mit dem ersten. Zwischen beiden Körnern aber spinnt sie eine längliche Hülle von weißer Seide, worin sie dann wohnt. So

oft die Esslust wiederkehrt, besucht sie ihren Mehlvorrath im zweiten Korne; ist er verzehrt, so wird ein drittes am Gehäuse befestiget und dient als neue Vorrathskammer. So geht es fort mit Anheften und Leermachen bis zum September, in welcher Zeit die verbundenen Körnerhülsen die Größe einer Haselnuss erreichen. Jetzt verlassen die unbehaarten blassgelben Raupen ihre Wohnungen. Sie kriechen unruhig auf dem Korne umher, ziehen dabei Fäden und überdecken so das Korn mit einem weißen Schleier. Dann ziehen sie an den Wänden empor und setzen sich an den Ritzen der Balken an. Hier nagen sie Holzfasern ab, weben sie in ihr Gespinst und liegen während des Winters erstarrt und unverändert darin. Im Frühlinge verwandeln sich die Larven in braunrothe Puppen, aus denen drei Wochen nach der Verwandlung die Motten schlüpfen.

72. Der Seidenspinner.

Im Sommer sehen wir bunte Schmetterlinge umherflattern, und wir jagen ihnen oft vergebens nach. Bei Tage bemerken wir häufig den Kaisermantel oder Silberstrich, dessen vorderes, lichtbraunes Flügelpaar mit schwarzen Flecken, das hintere, graue, mit Silberstreifen geziert ist. In großer Menge findet sich der Kohlweißling, seltener jedoch der Schwalbenschwanz.

Weil diese Schmetterlinge nur bei Tage umherfliegen, nennt man sie **Tagfalter**. Andere, wie der Todtenkopf und Fichtenschwärmer, flattern in der Dämmerung um-

her; man nennt sie deswegen **Dämmerungs-falter** oder **Schwärmer**. Eine dritte Art, zu der die schädlichen **Motten** gehören, zu der aber auch der nützliche **Seidenspinner** gerechnet wird, macht ihre Ausflüge nur bei **Nacht**; es sind dieß die **Nachtfalter**.

Die **Schmetterlinge** entstehen aus **Raupen**. So nennt man die wurmförmigen, aus den **Eiern** der **Schmetterlinge** entstandenen **Larven**. Letztere verwandeln sich in **Puppen**. Die **Raupen** sind sehr gefräßig, und darum den **Pflanzen** schädlich. Aber diejenige **Raupe**, welche sich von den **Blättern** des weißen **Maulbeerbaumes** nährt, gehört zu den nützlichsten **Thieren**. Diese **Raupe** nennt man gewöhnlich **Seidenwurm** und den **Schmetterling**, der aus der **Puppe** kriecht, **Seidenspinner**.

Dieser legt in einigen **Tagen** 300 bis 500 **Eier** von der Grösse der **Hirsekörner**; durch die **Wärme** werden diese **Eier** in etwa 7 **Tagen** ausgebrütet. Die $\frac{1}{4}$ **Zoll** lange **Raupe** wächst sehr schnell. Nach **Verlauf** von etwa 20 **Tagen** fängt sie an sich einzuspinnen, und braucht dazu 3—4 **Tage**; dann verpuppt sie sich. Das **Puppen-gespinst** (der **Kokon**) besteht aus einem 1000 bis 2000 **Fuß** langen **Faden**, welcher auf eine merkwürdige **Art** zusammengewickelt und von der **Puppe** mit einem klebrigen **Safte** befestigt wird. Stört man die **Puppe** in ihrer **Entwick-lung** nicht, so durchbricht der **Schmetterling** das **Gespinst**. Dieser ist unscheinbar und schmucklos, weißlich, mit undeutlichen braunen **Wellenstreifen** und einem braunen **Fleck** auf den **Vorderflügeln**.

Weil sich das Gespinst nicht mehr abhaspeln lässt, wenn der Faden durch das Auskriechen des Schmetterlings beschädigt ist, so lässt man nur jene Schmetterlinge auskriechen, welche zur Nachzucht dienen sollen. Die meisten Kokons werden in einen geheizten Backofen gebracht, um darin die Puppen durch die Wärme zu tödten. Dann wird der Faden, aus dem der Kokon besteht, mit vieler Sorgfalt abgehaspelt und zu Seidenstoffen verarbeitet. Zu einem Pfund Seide braucht man etwa 2000 Kokons. In Österreich wird die Seidenzucht vorzüglich in Südtirol betrieben.

73. Die Raupen.

Elisabet gieng einmal des Abends mit ihrer Mutter durch den Wald. Am Wege stand ein Nesselbusch, an dem einige Raupen hiengen. „Sieh diese hässlichen Thiere!“ sagte Elisabet. „Schön sind sie freilich nicht,“ sprach die Mutter; „aber sie bleiben nicht so, wie sie sind. Nimm nur einige mit nach Hause und füttere sie, dann wirst du sehen, was für eine Verwandlung mit ihnen vorgeht.“

Elisabet griff zu, zog aber sogleich schreiend die Hand zurück; denn sie hatte nicht bedacht, dass die Nesseln brennen. Jetzt erst that Elisabet, was sie früher hätte thun sollen; sie zog das Schmutztuch aus der Tasche, wickelte es um die Hand und riss die Nesseln behutsam ab. Freudig trug sie nun die Raupen nach Hause, steckte sie sammt den Nesseln in ein großes Glas, band Papier darüber und stach kleine Löcher in dasselbe, damit es den Raupen nicht an Luft fehle.

Fünf Tage hatte sie ihnen frische Nesseln gegeben und aufmerksam zugesehen, wie sie dieselben verzehrten. Am sechsten Tage wollte sie ihnen auch Futter geben; aber, o Wunder! als sie das Papier wegnahm, bemerkte sie, dass sich eine große Anzahl Raupen daranhängt hatte. Sie klebten so fest, als ob sie angeleimt wären. Und als Elisabeth genauer nachschaute, fand sie, dass die Raupen länglich runde Puppen geworden waren. Sie lebten, und bewegten sich.

Einige Wochen waren vergangen, als Elisabeth wieder nach ihrem Glase sah, und was erblickte sie! Da war das Gefäß voll schöner, bunter Schmetterlinge. Ein Schmetterling, der noch in seiner Puppe war, drückte mit seinen zarten Füßchen die Hülle von einander und kroch heraus. Seine Flügel waren ganz klein und zusammengerollt, wie ein Stück Papier. Er lief geschwind am Glase hinauf und hängt sich an das Papier. Die Flügel entfalteten sich allmählich, und nach einer Viertelstunde waren sie vollkommen da. Nach kurzer Zeit geschah dasselbe mit den übrigen Schmetterlingen. Elisabeth stellte nun das Glas in den Garten, machte es auf und gab den Schmetterlingen die Freiheit. — Wenn sie später im Garten umherging, und einen gleichen Schmetterling sah, freute sie sich allemal und dachte: „Du bist gewiss auch aus meinem Glase!“

74. Die Spinne.

Dieses Thier hat seinen Namen von der Eigenschaft, aus einigen Warzen seines Leibes

Fäden zu spinnen. Diese Fäden sind so fein, dass man sie mit freiem Auge kaum wahrnehmen kann. Man achte einmal recht auf die Geschicklichkeit, womit die Spinnen die zahlreichen Fäden in einen einzigen verwandeln; wie sie durch Laufen oder Anhängen diesen verlängern, ihn dann wieder zusammenwickeln, und sich so in die Höhe ziehen. Wie sie ihr Gewebe regelmäßig und zweckmäßig für ihren Aufenthalt und Fang einrichten, wie sie die Entfernung der Quersfäden mit den Hinterbeinen abmessen, wie unverdrossen sie Tage und Nächte solchen Arbeiten obliegen: das zu beobachten lohnt der Mühe.

Was die Spinnen widerwärtig macht, das ist ihr Aussehen, und die Meinung mancher Leute, dass sie giftig seien. Allerdings besitzen manche Arten von ihnen, z. B. die Kreuzspinne, einen ätzenden Saft, der jedoch Menschen nicht gefährlich werden kann. Wir haben nicht Ursache, uns vor Spinnen zu fürchten, und es ist darum eine thörichte Ängstlichkeit insbesondere mancher Mädchen, bei dem Anblicke einer Spinne aufzuschreien. Manches thäte besser, die Spinnewebe an Orten, wohin sie nicht gehören, abzuweichen. Denn obgleich die Spinnen viele dem Menschen lästige Insekten vertilgen, so will man doch lieber einige Fliegen oder Mücken um sich dulden, als Fenster und Wände mit Spinnweben behängt sehen.

Aus dem Treiben der Spinnen kann man mit ziemlicher Gewissheit auf das Wetter schließen. Ihre außerordentliche Empfindlichkeit für

jede Veränderung in der Luft lässt sie Tage voraus anzeigen, ob heiteres oder trübes Wetter eintreten wird. Im allgemeinen weiß man, dass die Spinne bei bevorstehendem heiterem Wetter sich an ihrem Netze viel zu schaffen macht, bei regnetem und stürmischem sich in ihren Winkel zurückzieht und der Öffnung desselben den Rücken kehrt.

75. Der Krebs.

Der Krebs ist in krustige Schalen gehüllt, die ihn gegen mäßige Angriffe schützen. Da diese Schalen aber aus mineralischen Stoffen bestehen, so dehnen sie sich beim Wachsen des Thieres nicht in dem nöthigen Maße aus. Aus diesem Grunde legt der Krebs seinen Panzer alljährlich, und zwar im Sommer, einmal ab und erhält dafür einen neuen etwas weiteren. So lange die neuen Schalen noch weich sind, hält sich der Krebs aus Furcht vor seinen Feinden, zu denen sogar sein eigenes Geschlecht gehört, verborgen, und heißt in diesem Zustande Butterkrebse.

Der Krebs wohnt überhaupt am liebsten in Uferlöchern, die er sich selbst aushöhlt und so enge macht, dass er gerade hineinpasst. Um bei Angriffen die Scheren frei zu haben, begibt er sich rücklings in seine Behausung. Er verlässt dieselbe gewöhnlich nur nachts und bei Gewittern.

Seine Nahrung besteht in mancherlei Pflanzen, Wasserthieren und aus Aas; letzteres scheint ein Leckerbissen für ihn zu sein. Die

Bewegungen des Krebses zu Fuß sind langsam, doch kann er sie ebenso gut vor- als rückwärts machen. Droht ihm Gefahr, so schwimmt er ziemlich schnell rückwärts, indem er seinen schuppigen Schwanz wiederholt gegen den Leib schlägt. Wegen dieser rückgängigen Bewegung gilt daher auch der Krebs als Bild des Rückschritts.

76. Die Insekten.

Keine Thierklasse zeigt so bunte Farben und mannigfaltige Formen wie die der Insekten. Da gibt es Thiere, die sich in köstliche Farben kleiden, im schönsten Schmuck von Blume zu Blume flattern und aus duftenden Kelchen süßen Saft saugen; es sind die Schmetterlinge. Arbeitslos verbringen sie ihr gaukelndes Leben; scheidet der Sommer, so ist auch ihr Dasein dahin.

Anders ist es mit den Bienen und Ameisen. Sie sind nicht mit bunten Farben geschmückt; Sorge und Arbeit ist ihr Los. Sie leben in einem Staate, der ihnen strenge Ordnung vorschreibt, und den sie oft mit ihren Waffen zu vertheidigen haben.

Wieder anders stellen sich uns die Käfer dar. Gepanzert in Horn, mit breitem Brustschilde angethan, schreiten sie einher; einige so langsam und bedächtig, als ob es den sechs Füßen schwer würde, den geharnischten Ritter fortzubewegen.

Dabei strecken die meisten ihre Fühlhörner gleich gekrümmten Schwertern aus. Von

Natur etwas unempfindlich, zeigen sie alle wenig Hang zur Geselligkeit.

Ein munteres Völkchen sind die Grillen unserer Wiesen und Felder. Sie sind die Musikanten unter den Insekten; sie spielen gern bei hellem Sonnenscheine auf. Je wärmer die Sonne scheint, desto rascher ist der Takt ihrer Musik. Manche werden dabei von der Tanzlust ergriffen, dass sie mitunter das Zirpen einstellen und in lustigen Sprüngen auf dem Boden umherhüpfen. So wechseln ihre Belustigungen an jedem Sommertage, zwischen Spiel und Tanz, bis die Dunkelheit der Nacht denselben ein Ende macht. Eine Ausnahme hierin macht die Hausgrille, welche sich während des Tages versteckt und erst in stiller Nacht ihr Zirpen ertönen lässt.

Insekten heißen diese Thiere, weil ihr Körper mit Einschnitten oder Kerben versehen ist. Statt des Blutes haben sie eine kalte, meistentheils gelbliche Feuchtigkeit, sie haben wenigstens sechs gegliederte Füße, viele auch Fühler am Kopfe und ein bis zwei Paar Flügel.

Beinahe alle legen Eier, häufig auf Pflanzen, von denen sich die ausgekrochenen Jungen später ernähren. Ihrer Körperbildung wegen nennt man sie auch Gliederthiere.

77. Der Regenwurm.

Nach einem warmen Regen sieht man oft röthliche Würmer auf dem Boden kriechen. Vor dem Regen sah man sie nicht, sie waren in der Erde, jetzt aber sind sie herausgekomm-

men, weil sie die Feuchtigkeit lieben. Diese Thiere nennt man Regenwürmer.

Der Regenwurm wird einen bis zwei Finger lang. Er ist walzenförmig, fast so dick wie eine Federspule, und an beiden Enden zugespitzt. Wenn wir den Regenwurm genau betrachten, so finden wir, dass er aus lauter Ringen besteht, mittels deren er sich ausdehnen und zusammenziehen kann; und so wird es ihm möglich, sich fortzubewegen. Die Vermehrung der Regenwürmer ist sehr stark und geschieht durch Eier. Die Jungen haben, wenn sie aus dem Ei kriechen, nur 92 Ringe, während man bei einem vollständig ausgebildeten Regenwurm bis 160 Ringe zählt.

Seine Nahrung besteht in Dammerde und verfaulten Blättern. Auch frisst er gern die feinen Wurzeln junger Pflanzen. Der Regenwurm dient den Hühnern und andern Thieren zur Nahrung.

78. Der Blutegel.

Er wird etwa 3 bis 6 Zoll lang, ist flachrund, und hat eine deutlich geringelte Haut. Diese ist oben braunschwarz oder braungrün, mit 6 rostrothen, schwarzgefleckten Längsstreifen versehen, unten grau und schwarz gefleckt. Kopf und Rumpf sind mit einander verwachsen. Der Egel kann sich mit beiden Enden seines Leibes ansaugen. An einem Ende ist der eigentliche Mund mit harten Kiefern, womit er beißt und dann Blut saugt, und am anderen Ende ein Näpfschen zum Ansaugen. Um den

Kopfrand stehen 10, kaum sichtbare schwarze Augen. Die Blutegel schwimmen schlängelnd und halten sich, wenn sie kriechen, mit dem Munde fest, indem sie ihren Körper nachziehen. Sie leben meist in stehendem Wasser und nähren sich vom Blute, das sie Fischen, Fröschen und andern Thieren aussaugen. Bei entzündlichen Krankheiten werden sie oft angewendet, um den kranken Leibestheilen Blut zu entziehen. Darum sind sie in den Apotheken stets vorrätzig. Man kann sie lange ohne Nahrung erhalten, wenn man sie nur regelmäßig mit frischem Wasser versorgt.

79. Die Schnecken.

Wenn im Frühling und Sommer ein lauer Regen gefallen ist, und wir morgens hinausgehen in den Garten, in Feld und Wald, so treffen wir häufig auf Schnecken, die über die Wege kriechen. Besonders auffallend ist die braune Erdschnecke ohne Schale; sie ist ziemlich dick und lang. Am Kopfe hat sie vier Zäpfchen, die sie wie Hörner vorstreckt. Die zwei obern sind länger und dicker; mitten auf deren flachem, rundem Vordertheile sind schwarze Pünktchen.

Wenn man diese Hörnlein leise berührt oder ihnen auch nur nahe kommt, so zieht sie das Thier sogleich ein. Sie sind seine Tastwerkzeuge; auf dem größeren Hörnerpaare sitzen die Augen. An der rechten Seite des Vorderleibes ist eine Öffnung, durch welche die

Schnecke athmet. Um den Rand des Leibes läuft unten ein gelber Saum; der Bauch ist weißlich gelb; der ganze Leib schleimig und weich. Die Schnecke zieht sich beim Berühren kugelig zusammen.

Sie kriecht langsam hin, und Spuren von Schleim bezeichnen ihren Weg. Die nackte Schnecke ist den Gartenpflanzen schädlich.

Andere Schnecken haben rundliche, gewundene Schalen auf dem Rücken, und wenn man das Thier berührt, so zieht es sich schnell in sein Haus zurück. So die graue Gartenschnecke, welche essbar ist, und vielen sogar als ein Leckerbissen gilt.

Die Schnecken legen Eier in die Erde. Die jungen Schnecken sind den alten ganz ähnlich, und tragen auch schon ihr kleines Haus auf dem Rücken. Dieses wächst mit ihnen und wird zur harten Schale. Im Winter zieht die Schnecke sich in ihr Haus zurück und verschließt die Öffnung.

Dritter Abschnitt.

Von einigen Pflanzen und Mineralien.

80. Die Pflanzen.

Im Frühlunge und Sommer trägt die Erde ein grünes Kleid, das mit tausend schönen Blumen durchwirkt ist.

Die Pflanzen beginnen ihr Dasein in der Erde; hier keimen sie. Der eine Theil des Keimes geht als Wurzel tiefer hinein in die Erde; der andere Theil desselben durchbricht mit seinem Köpfchen den Schoß der Erde, wächst, und bildet sich zu einer vollständigen Pflanze seiner Art.

Die Pflanze gedeiht aber nicht allenthalben und in jeglicher Erde gleich gut. Während sie hier vielleicht kräftig heranwächst, kommt dort nur ein winziges, mageres Pflänzchen zum Vorscheine.

Sollen die Pflanzen in Feld und Garten zu einem frischen und kräftigen Leben gelangen, so müssen sie zunächst in einer guten Erdkrume wurzeln, d. i. in einem guten Boden, der nicht aus dürrem Sande und aus Steinen, nicht aus bloßem zähen Lehm, sondern aus lockerer schwarzer Erde besteht. Zweitens muß die Erdkrume einen hinreichenden Grad von Feuch-

tigkeit haben; sie darf weder zu feucht, noch zu trocken sein. Auf dürrn Höhen gedeihen die wenigsten Pflanzen; in zu großer Feuchtigkeit werden manche Pflanzen zwar groß und saftreich, aber nicht duft- und fruchtreich; alles an ihnen ist wässerig. Drittens wollen sie Wärme. Ohne die erwärmenden Sonnenstrahlen können sie nicht gedeihen; nur in gehöriger Wärme treiben sie Zweige, Blätter und Blüten. Aber noch ein viertes haben sie nothwendig, nämlich Licht. Alle Pflanzen wachsen dem Lichte zu. Das merkt man recht deutlich an jenen, die man in Töpfen am Fenster zieht.

Auf des Schöpfers Geheiß sprießen die Pflanzen aus der Erde hervor und schmücken das Land. Zum Gedeihen der Pflanzen gibt Gott Regen und Sonnenschein. Er, der Schöpfer, erhält auch das Geschaffene zum Nutzen und Vergnügen der Menschen.

81. Die Blumen.

Jeder Baum und Strauch, jedes Gras und Kraut blüht, wenn seine Zeit kommt. Die Frühlingssonne lockt die Blüten hervor, in der milden Luft entfalten sie sich; der Birnbaum ist kaum grün geworden, so wird er schon wieder weiß, und hängt voll Blumen, dass es eine Freude ist.

Die Blüte am Obstbaum ist das Schönste, was der Baum geben kann, aber nicht das Nützlichste. Die Kirsche ist nützlicher als die Kirschblüte, der Apfel nützlicher als die Apfelblüte.

Es gibt aber wieder tausend und tausend Pflanzen, bei denen die Blüte mehr gilt als die Frucht. Habt ihr nicht schon Blüten für die Mutter gesammelt zum Thee? welche waren es? — Habt ihr nicht schon Blumen gepflückt zu Sträußen und Kränzen, um den Altar in der Kirche zu schmücken, die Fahnen zu behängen, den Weg zu bestreuen? Zu welcher Zeit geschah dieß?

Sieh doch die Blumen an in ihrer Pracht und Lieblichkeit! Wie schön und mannigfaltig sind ihre Farben; wie angenehm und erquickend ist ihr Duft; wie zierlich und wunderbar sind ihre Theile gefügt! Der Thau kommt und erfrischt sie; die Biene kommt und holt Süßes aus ihnen; die Kinder kommen und pflücken sie. Je nun, wenn's nur nicht im Muthwillen geschieht! Der Herr will ja, dass wir uns an den Blumen freuen.

Im Garten werden die Blumen gepflegt; im Freien wachsen sie ohne Pflege. Es gibt Frühlingsblumen, Sommerblumen und Herbstblumen. Aber auch im Winter blüht die Pflanze, wenn man sie im Topfe zieht und vor der Kälte schützt.

Kaum ist der Schnee im Frühjahr geschmolzen, so sind auch schon die Schneeglöcklein da, und die Himmelsschlüssel kommen ihnen nach. Was bedeuten diese Namen? Wenn vom Kirchturm die Glocke schallt, so wissen die Leute: Es ist Zeit zur heiligen Messe, oder es ist Zeit zum Gebet. Wenn das weiße Schneeglöcklein aus dem

Boden hervorguckt, so wissen die Leute: Für den Schnee ist es Zeit, dass er gehe; der Frühling ist gekommen. Und der gelbe Himmelsschlüssel sagt: Der Himmel war mit Wolken und Nebeln verhängt; nun ist er wieder offen und blau und klar. Deuten die Blümchen nicht auch an, dass wir Gott im Gebete danken sollen, weil er die schöne Zeit wieder kommen ließ?

Jeder Tag des Frühlings bringt neue Blumen. Zu den Schneeglöcklein und Himmelsschlüsseln kommen die Märzveilchen, Anemonen, Narzissen und Hiazinthen, die Dotterblumen, Ranunkeln und Tulpen. Im Garten blüht mit anderen der prächtige Goldlack.

Später triffst du im Waldschatten das Maiglöcklein, das dreifarbig-e Veilchen oder Stiefmütterlein; am Rande des Baches das Vergissmeinnicht; zwischen den Halmen im Kornfeld die Kornblume, die Klatschrose; im Garten die vollen Rosen, die Lilien, den Nachtschatten, die Reseda und die Sommerleukoje. Und spät noch gegen den Herbst hin stehen die Sonnenblumen, die Balsaminen, Sammetblumen, Georginen und Asters im Schmuck ihrer Blüten da.

Wer kann alle die Blumen zählen, die Gott alljährlich zu unserer Freude blühen lässt! Hier sind nur die bekanntesten genannt. Vielleicht wisset ihr anzugeben, wie eine oder die andere gefärbt ist? Nicht all diese lieblichen Zierden von Wiese, Feld,

Garten und Wald waren in früherer Zeit bei uns zu finden; die meisten derselben stammen aus Asien und wurden in unsere Gegenden verpflanzt.

Viele Blumen erfreuen uns durch ihre schöne Farbe und ihren angenehmen Geruch. Welche wisset ihr zu nennen? Andere sind wohl schön gefärbt, aber duften nicht, oder unangenehm. Kennet ihr eine? Manche duftet lieblich, hat aber ein schlichtes unscheinbares Kleid. Auch eine solche werdet ihr wohl kennen! Aber alle zeigen uns in ihrem wundervollen Baue die Weisheit und Güte des Schöpfers, der das Kleinste bedacht hat, wie das Größte.

82. Der Lein oder Flachs.

Wachsen die Hemden auf dem Felde? — Die Hemden nicht; wohl aber der Flachs, aus dem man die Leinwand macht. In Mähren und Schlesien, im Lande ob der Ens und in Böhmen baut man diese Pflanze häufig an.

Sie treibt nur einen einzigen, ganz dünnen Stängel. Wenn das blaue Blümlein verblüht ist, so setzt sich auf jedem Stängel eine kleine, runde Samenkapsel an. Ehe diese Kapseln ganz reif sind, rauft man den Flachs aus, bindet ihn in Bündel und bringt ihn in die Scheune. Dasselbst befestigt man auf einem Balken große eiserne Kämme (Reffen), durch welche man die Flachsstängel so lange hindurchzieht, bis alle Samenkapseln heruntergerissen sind. Das nennt man reffen oder risseln. Aus dem Leinsamen wird

Leinöl gepresst, welches man sowohl zum Malen als auch zum Brennen in Lampen gebraucht.

Nach dem Reffen bindet man den Flachs wieder in Bündel und röstet ihn, d. i. man legt ihn 14 Tage in's Wasser. Gewöhnlicher ist es, ihn auf Wiesen, Brach- und Stoppelfeldern auszubreiten, und so lange liegen zu lassen, bis er durch die Einwirkungen des Thaus, Regens und Sonnenscheins die Röste erhält.

Den gerösteten Flachs dörret man an der Sonne, oder in Dörrhäusern und an andern feuersichern Orten. Dann brecht man ihn auf einem Werkzeuge, das man Breche nennt. Mit der Breche werden die Stängel gebrochen, so dass die innern holzartigen Theile von den äußern zähen Fasern sich ablösen und zur Erde fallen.

Die bastartigen Fasern werden mittels der Breche in viele kleinere Theile gespalten und gereinigt, dann in Reisten zusammengelegt und mehrere Reiste werden in einen Bündel (Kloben) gebunden.

Der gebrechte Flachs kommt auf die Hechel; da wird er gehechelt, d. i. durch viele eiserne Spitzen gezogen, an denen das Werg hangen bleibt. Aus dem Werg macht der Seiler Stricke. Den gehechelten Flachs aber windet man zu Flachsreisten zusammen, legt ihn sodann an den Rocken und spinnt ihn zu Garn. Das Garn haspelt man von der Spule auf den Haspel, bindet es zusammen, siedet es in Lauge, wäscht es aus und gibt es dem Weber. Dieser webt es am Webstuhl zu langen Stücken. Die Stücke bleicht man, d. i. man spannt sie auf

dem Rasen in der Sonne aus, und begießt sie, so oft sie trocken sind, mit Wasser, bis sie ganz weiß werden. Nun ist die Leinwand gebleicht, und man kann Hemden daraus machen.

Der Flachs wird also gesäet, ausgerauft, geriffelt, geröstet, gedörst, gebrecht, gehechelt, gesponnen, gesotten, gewoben und gebleicht.

Das ist viel Mühe und Arbeit, aber alles dieß ist die Hauptsache nicht. Die Hauptsache thut Gott, wenn er den Flachs auf dem Felde gedeihen läßt. Thut er das nicht, so haben wir keinen Flachs, und wir können auch keine Leinwand und keine Hemden machen.

Durch die Erfindung des Linnenpapieres wurde der Flachs sogar zu einem Förderungs- mittel der Bildung. Das Papier, auf das wir schreiben, und aus dem die Blätter unseres Buches bestehen, ist meist aus leinenen Lumpen verfertigt. Von großer Wichtigkeit ist nicht minder das in neuer Zeit erfundene wasser- dichte und unverbrennliche Papier. In der dichten Form von Pappe dient es zum Decken der Häuser.

83. Der Apfelbaum.

Es gibt wilde und edle Apfelbäume. Die wilden bringen saure und herbe Früchte, die man nicht essen kann, die edeln aber tragen genießbare Früchte. Die Wurzel des Baumes ist stark verzweigt. Darum steht der Baum fest und kann Nahrung aus dem Boden ziehen. Über der Erde sind Stamm und Krone. Der Stamm hat Rinde, Holz und Mark. Die Krone besteht

aus vielen großen und kleinen Ästen. Diese sind im Winter kahl. An den Zweigen sind Augen und Knospen. Die im Frühlinge hervorkommenden Blätter schmücken die Krone gar sehr. Die grünen Blätter bilden ein Laubdach, in welchem die Vögel ihre Lieder singen und ihre Nester bauen.

Die Blüten des Apfelbaumes sind röthlich. Sie fallen nach einigen Tagen herab auf die Erde wie Schneeflocken; aber dafür wachsen in den Kelchen kleine Äpfel. Diese werden alsdann immer größer und am Ende des Sommers und im Herbste werden sie reif, und schmücken den Baum so schön, wie es die Blüten im Mai thun. Wenn die Äpfel reif sind, so werden sie gepflückt oder herabgeschüttelt. Dann kommen die Kinder und die Ältern, und tragen sie in Körben und Säcken heim, und bewahren sie den Winter hindurch auf. Der Apfelbaum ist ein gar nützlicher Baum. Gott ist es, der macht, dass der Baum so schön blüht und so gute Früchte bringt. Er lässt ihn entstehen aus einem kleinen Kerne. Wir können es nicht begreifen, wie aus dem kleinen Kerne ein so großer Baum wird. Es geschieht gar vieles in der Natur, was der Mensch nicht verstehen oder begreifen kann.

84. Der Birnbaum.

Der Birnbaum ist einer unserer schönsten und größten Obstbäume. Seine starke Hauptwurzel dringt tief ein in die Erde und breitet sich mit ihren vielen Nebenwurzeln und Wurzelfasern weit aus. Der Stamm wächst am rechten Orte

schön gerade, wird hoch und stark, und die kräftigen Äste greifen weit aus. Die Rinde des Birnbaumes ist meist schuppig und rauh.

Beim Beginne des Frühlings schwellen die Blütenknospen an den Zweigen; sie werden allmählich größer, und es entwickelt sich aus ihnen die Blüte, während aus kleineren, mehr zugespitzten Knospen nur Laub hervortreibt. Jeder Blütenstrauß besteht aus mehreren einzelnen, langstieligen Blüten, die in reiner, weißer Farbe glänzen. Der Baum schimmert einige Zeit in seinem Blütenschmucke; bald aber werden die grünen Laubbüschel vorherrschend. Die Blätter sind glatt, glänzend und langstielig, meist von dunklem Grün. Die Blüten welken, und ihre weißen, zarten Blättchen verwehet der Wind. Aber am Blütenstiel entwickelt sich die Frucht, die Birn.

Die Zweige sind mit kleinen, kaum erbsengroßen Früchten in unzähliger Menge behangen. Wie aber die Früchte größer werden, müssen viele davon weichen, und es fallen vom fruchtreichen, großen Baume in den auf die Blütezeit folgenden Wochen viele Birnen ab; aber bei günstiger Witterung bleiben noch so viele, als der Baum zu nähren vermag. Oft biegen sich die Äste unter der segensreichen Last, und sie müssen gestützt oder gebunden werden, damit sie nicht brechen.

Die Birnen werden theils frisch gegessen, theils gedörrt und gekocht; in vielen Gegenden aber wird aus den Birnen, so wie aus den Äpfeln, Most bereitet.

Große, fruchtbare Birnbäume sind ein schätzbares Gut des Landmannes, und belohnen reichlich deren Pflege.

Kommen die Tage des Spätherbstes, so welken die Blätter, und der Sturmwind schüttelt sie von den Zweigen. Leer und kahl steht der Baum da. Doch erkennt der aufmerksame Landmann schon im Spätherbst an den Zweigen die Blütenknospen, und weiß also zum voraus, ob Hoffnung für's künftige Jahr vorhanden sei.

Aber auch während des Winters ist lebendige Thätigkeit im Baume. Stamm und Äste erstarken, und neue Kraft sammelt sich, um im Frühlinge zu treiben.

Betrachtet einen mächtigen Birnbaum!

Was für wunderbare Kräfte hat Gott in die Natur gelegt! Der kleine Kern einer Birn wird in die Erde gesetzt; ein zartes Pflänzchen keimt aus dem Kerne; nach einigen Jahren wächst es zum kleinen schwachen Baume heran. Nun nimmt der Mensch den jungen Baum in besondere Pflege; er veredelt den Stamm, indem er Zweige oder Zweigaugen edler Bäume daraufsetzt; gebunden am Stabe wird der junge Stamm gerade gezogen. Wohl 10 Jahre und wieder 10 Jahre gehen vorüber, und nun ist ein Baum zu mittlerer Größe erwachsen. Aber noch 20 Jahre und wieder 20 Jahre bedarf der Birnbaum, bis er, der Eiche gleich, als ein mächtiger Zeuge von Gottes Allmacht und Güte dasteht.

Wenn der Birnbaum nicht gewaltsam verletzt wird, und wenn er in zuträglichem Boden

steht, so erreicht er ein hohes Alter; hundert und mehr Jahre trägt er Früchte.

Und wenn die Zweige und Äste vor Alter morsch werden und absterben, der Stamm aber gesund ist, so kann man manchen Baum verjüngen, indem man die Äste gegen den Stamm zu absägt. Alsdann treiben die Stümpfe der Äste wiederum kräftige, neue Schosse, und der Baum bringt noch jahrelang reichliche Früchte.

85. Die Eiche.

Die Eiche ist einer der größten Wald-bäume. Sie hat sehr starke Wurzeln, welche sich in der Erde weit verbreiten. Ihr Stamm ist hoch und dick. An dem Stamme sind viele krumme Äste. An den Ästen sitzen die Zweige, und an diesen die Blätter, Blüten und Früchte. Die Blüten der Eiche heißen Kätzchen. Die Früchte sind eirund und stecken mit dem untern Ende in einem Näpfchen. Sie heißen Eicheln. Die Rinde ist rauh, dick und rissig. Die Blätter sind glatt und am Rande rundlich ausgeschnitten, sie sind buchtig. Die Eiche ist ein sehr nützlicher Baum. Ihr Holz ist hart und fest und wird vorzüglich zum Baue der Schiffe und der Mühlwerke gebraucht. Aus dem Eichenholz werden auch Acker- und Hausgeräthe verfertigt. Die Rinde wird, wenn sie abgeschält, getrocknet und zermahlen ist, Lohe genannt, und dient zur Zubereitung des Leders, zum Gerben. Mit den Eicheln werden die Schweine gemästet.

In die Blätter, Zweige, Blütenstiele und in die jungen Eicheln legen verschiedene Gallwespen ihre Eier. Sie bohren sie an und verursachen dadurch einen Auswuchs. So entstehen an den Blättern und Zweigen die Galläpfel und an den Eicheln die Knopperrn.

Die Knopperrn werden zum Gärben und zum Schwarzfärben, die Galläpfel vorzüglich zur Bereitung der Tinte verwendet.

86. Die Fichte.

Die Fichte ist ein Baum, der im Winter grün bleibt und doch kein Laub hat. Die Blätter der Fichte sind nämlich so schmal und steif, dass man sie Nadeln nennt. Sie sitzen einzeln ringsum an den Zweigen, und stechen ein wenig, weil sie scharf zugespitzt sind. Obwohl sie Nadeln ähnlich sehen, sind sie doch nicht rund, sondern vierkantig. Die Zweige sitzen paarweise an den Ästen; die Äste stehen ringsum in Absätzen am Stamme und werden gegen den Gipfel zu immer kürzer. Jeder Fichtenbaum hat nur einen Stamm, der Stamm hat nur einen Gipfel. Wenn man den Gipfel abhaut, so ist der Stamm verkrüppelt; wenn man den Stamm abhaut, so kann der Stock aus der Wurzel nicht mehr treiben. Der gesunde, unbeschädigte Stamm wächst schnurgerade in die Höhe bis zu zweihundert Fuß und wird unten bis eine Klafter dick. Die untersten Äste hängen herunter, und senken sich wohl auch ganz auf den Boden; die mittleren stehen wagrecht ab, die oberen heben sich aufwärts. Der Samen der

Fichte steckt in trockenen, schuppigen, holzartigen Zapfen, welche mit der Spitze nach abwärts hangen und wenn sie reif werden, abfallen.

An der Fichte ist kein Theil essbar, und doch ist alles, was von ihr kommt, von vielfältigem Nutzen.

Der ganze Baum verbreitet einen Duft, der wohlriechend, stärkend und heilsam ist. Aus dem Holze träufelt ein klebriger Saft, der Harz heißt. Dieses wird hauptsächlich und in sehr großer Menge verbraucht, um die Schiffe gegen das Eindringen des Wassers zu schützen. Die Bretter, aus denen der Tischler die meisten Hausgeräthe macht, sind meistens aus Fichtenstämmen gesägt. Selbst der Ruß, der beim Verbrennen sich ansetzt, ist noch zu brauchen, und die schwarze Farbe, mit der die Buchstaben dieses Buches gedruckt sind, ist daraus gemacht.

Die Fichte gehört zum Geschlechte der Tannen und heißt auch Rothtanne, weil sie eine röthliche Rinde und ein röthliches Holz hat. Die eigentliche Tanne oder Edeltanne hat eine weißliche Rinde und weißliches Holz, und wird deswegen auch Weißtanne genannt. Die Stadtleute nennen beide Bäume Tannen, und verwechseln sie meistens mit einander. Es ist aber leicht, sie zu unterscheiden. Die echte Tanne hat zwar auch statt des Laubes Nadeln oder Tangeln; aber diese sind nicht vierkantig, sondern platt; nicht spitzig, sondern stumpf und sogar eingekerbt; nicht um und um grün, sondern haben an der Unterseite zwei weißliche Striche.

Die Tannen gehören zu den schönsten und edelsten Bäumen; sie sind immer grün und deswegen ein Sinnbild der Hoffnung; sie wachsen gerade himmelwärts und sind so das Sinnbild eines Gott zugekehrten Herzens. Der Herr spricht von einem reuigen Sünder: „Ich will ihn erhören, ich will ihn ziehen wie eine grüne Tanne.“ (Osea, 14, 9.)

87. Der Haselstrauch.

Die Haselnüsse, welche von Kindern so gern gegessen werden, wachsen an dem Haselstrauche. Die Wurzel desselben treibt mehrere Stämme. Der Haselstrauch blüht schon im März. Man sieht dann 2 Zoll lange Kätzchen herabhängen. Schüttelt man sie, so fliegt gelber Staub von ihnen. Aus diesen Blüten werden jedoch keine Nüsse. Will man die Blüten wahrnehmen, aus welchen die Nüsse werden, so muß man an den Zweigen genauer nachsehen. Man findet dann Knospen, aus denen rothe Fäserchen heraushängen; das sind die rechten Nussblüten. Gegen den Herbst werden die Nüsse reif. Um den Kern zu haben, muß man die harte Schale entzwei schlagen. Wer Nüsse mit den Zähnen aufknackt, schadet diesen. Das Eichhörnchen hat die Haselnüsse auch gern; aber es verderbt den Strauch nicht, wenn es sich Nüsse holt; dagegen brechen rohe Knaben oft noch den Strauch zusammen.

Der Haselstrauch liefert ein gutes Brennholz; die schlanken Schosse werden gespalten und zu Reifen verwendet.

88. Der Holunderstrauch (Flieder).

Es gibt nicht viele Gewächse auf der Erde, die dem Menschen so nützlich sind als der Holunder, dessen grünes Blätterdach mit den blassgelben, reichblütigen Trugdolden uns so oft in der Nähe der Dörfer hinter Mauern und Zäunen entgegenschimmert. Die Rinde wird im Alter grau und rissig; man braucht sie wie die Blätter zum Färben. Das alte gelbe Holz benutzt der Drechsler zu allerlei Arbeiten; und dass sich aus den ausgehöhlten Ästen Knallbüchsen machen lassen, ist wohl bekannt.

Wird man vom Kopfwch geplagt, so thut ein Umschlag von Holunderblättern nicht selten gute Dienste, und bei Erkältungen ist kaum etwas besser geeignet, wohlthätigen Schweiß zu erzeugen, als der Genuss des Holunderthees.

Der Apotheker gebraucht außer dem die Wurzel, ebenso den Bast der jungen Zweige, und in manchen Gegenden taucht man die Blütenbolde in Mehlteig und bäckt eine Speise daraus. Mit einem Wort: es ist nichts am Holunderstrauch, was der Mensch nicht benutzen könnte, und darum darf es uns nicht wundern, dass den alten Slaven der Fliederstrauch heilig war. Auch können wir wohl den Worten jenes naturkundigen Mannes Beifall schenken, der da sagte: „Vor jedem Fliederstrauche sollte man die Mütze abnehmen.“

89. Das Korn (der Roggen).

Aus der faserigen Wurzel dieser Pflanze erhebt sich nicht, wie bei den Kräutern, ein

Stängel, sondern ein Halm. Der Halm ist hohl, rund und glatt, und hat mehrere Absätze oder Knoten; er ist knotig. Die Knoten machen, dass der Halm besser aufrecht stehen kann. So wird er von Wind und Wetter nicht so leicht geknickt und zu Boden geworfen. Die Blätter sehen aus wie schmale Bänder; sie sind daher bandförmig.

Oben an dem Halme befindet sich die Ähre mit langen, steifen Grannen. Bald treten zwischen diesen Grannen kleine, grünliche Fasern hervor; das ist die Blüte. Diese fällt nach einiger Zeit ab, und es entstehen Körner. Anfangs sind diese klein und weich; nach und nach werden sie größer und hart. Das Korn ist dann reif. Es wird geschnitten oder gemäht, eingefahren und gedroschen. Die Körner werden zu Mehl gemahlen, und wir können nun Brot daraus backen. Dieses Brot heißt Schwarzbrot. Aus der Frucht des Kornes wird auch Branntwein bereitet. Wenn dieser unmäßig genossen wird, so ist er ein der Gesundheit sehr schädliches Getränk.

Die trockenen Halme des Kornes heißen Stroh, welches auch benutzt wird. Wozu? —

Wenn die Frucht des Kornes reif ist, stirbt der Halm und die Wurzel desselben ab. Es muß deshalb jedes Jahr neu gesät werden. Man sagt darum: das Korn ist eine einjährige Pflanze.

Das Korn oder der Roggen, der Weizen, die Gerste, der Hafer, der Mais oder türkische Weizen heißen Getraide und gehören zu

den Gräsern, und sind von dem größten Nutzen; denn sie geben uns unser tägliches Brot. Die Futtergräser dienen vielen Thieren zur Nahrung.

90. Das Samenkorn.

Jedes Samenkorn, es sei noch so klein, ist merkwürdig durch seine Beschaffenheit. Es besteht aus einem weißen, mehligem Kern und aus einer Schale, welche diesen überzieht. Unter der äußern Schale liegt noch eine feine, dünne Haut, die den Kern umschließt und schützt. So hüllt eine liebende Mutter ihr zartes Kind in mehrere Tücher ein und legt das weichste derselben zunächst um des Kindes Glieder. Welche Sorgfalt des Schöpfers für das Kleinste in der Natur!

Aber auch das Innere des Samenkorns ist merkwürdig. Man entdeckt darin einen kleinen erhabenen Punkt, das Herz genannt. Das ist der Keim der künftigen Pflanze, der Anfang zum Kornhalm oder zum Eichbaum. Selbst also die mehligem Theile sind wiederum eine Hülle; sie dienen zugleich dem jungen Keim, sobald er treibt, als erste Nahrung, und zwar so lange, bis er andere Nahrung aus Erde und Luft aufnehmen kann. Sie sind dem zarten Pflanzenkinde gleichsam die erste Muttermilch, durch welche es erhalten wird, bis es fähig ist, stärkere Kost zu genießen.

Durchwärmen im Frühjahre die Sonnenstrahlen den feuchten Erdboden, so regt sich der wohlverwarte Keim. Er schwillt an und

zersprengt die Schale, die ihn umgibt. Die Kraft, welche dieser Keim hat, ist staunenswürdig. Wenn man ein Gewicht von einem Zentner auf eine Schicht Erbsen legt, die man durch Anfeuchtung zum Keimen geschickt gemacht hat, so wird das Gewicht von den schwellenden Erbsen gehoben, und die Keime suchen den Weg zum Lichte. Woher diese außerordentliche Stärke? Wie kann solche Kraft im zarten Keime wohnen?

91. Die Hiazinthe.

Sofie klagte, dass der Winter so lange währte; sie liebte die Blumen, darum sehnte sie sich nach dem Frühling. Da brachte ihr eines Tages der Vater eine Blumenzwiebel und sprach: „Sieh, meine Tochter, diese Zwiebel schenke ich dir, damit du eine Blume ziehst.“ „Wie könnte ich das,“ sagte das Mädchen. „Es ist ja Schnee draußen, und die Erde ist hart wie Stein.“

„Die Blume sollst du dir im Zimmer ziehen,“ sprach der Vater. Er brachte hierauf einen Topf mit Erde, und Sofie steckte die Zwiebel hinein. Aber das Mädchen sah den Vater an und lächelte, zweifelnd, ob er auch im Ernst geredet; denn sie meinte, es müsse ein blauer Himmel über der Blume schweben und Frühlingslüfte um sie her, und unter ihren Händen könne solche Herrlichkeit nicht gedeihen.

Nach einigen Tagen hob sich die Erde in dem Topfe und grüne Blattspitzen kamen an das Licht. Da jubelte Sofie und verkündete dem

Vater und der Mutter und dem ganzen Hause die Geburt der jungen Pflanze. Darauf benetzte Sofie das Pflänzchen mit Wasser und lächelte mit Wohlgefallen auf dasselbe.

Der Vater sah es und sprach: „So recht, mein Kind! dem Regen muß der Sonnenschein folgen. Dein Pflänzchen wird wohl gedeihen, Sofie!“

Bald kamen nun die Blätter aus dem Schoß der Erde ganz hervor und glänzten mit frischem Grün. Da ward Sofiens Freude noch größer. „O,“ sagte sie vergnügt, „ich will auch wohl zufrieden sein, wenn keine Blüte kommt.“

Aber der Vater zeigte ihr den Keim der Blume, der zwischen den Blättern verborgen lag und sprach: „Du wirst sie auch blühen sehen.“

Sofiens Sorgfalt wuchs mit jedem Tage, so wie die Blume sich allmählich entfaltete. Mit vorsichtiger Hand sprengte sie Wasser darauf und fragte, ob es genug oder zu viel, ob es wohl zu kalt sein möchte. Und wenn ein Sonnenblick durch die Fenster kam, rückte sie leise den Topf in den Sonnenschein, und hauchte mit ihrem Athem den Staub von den Blättern.

Mit dem Gedanken an die Blumen schlief Sofie am Abend ein und erwachte mit ihm des Morgens. Mehrmals erblickte sie auch im Traume ihre Hiazinthe in voller Blüte, und wenn sie dann am Morgen sich getäuscht sah, war sie deshalb nicht betrübt und sprach voll Hoffnung: „Es kann ja noch werden.“

Zuweilen auch fragte sie den Vater, in welche Farbe wohl die Blume sich kleiden würde;

und wenn sie alle Farben durchgegangen war, sprach sie mit fröhlicher Stimme: „Es ist mir einerlei, wenn sie nur blüht.“

Endlich blühte die Blume. Zwölf Glocken hatten sich in der Frühe des Morgens geöffnet. Zwischen fünf breiten, smaragdgrünen Blättern hingen sie hernieder in üppiger Schönheit. Ihre Farbe war röthlich, gleich dem Widerschein der Morgenröthe. Ein balsamischer Wohlgeruch umschwebte die Blume. Es war ein heiterer März morgen.

Sofie konnte die Herrlichkeit nicht fassen; ihre Freude war daher still, ohne Worte.

Da traten Vater und Mutter herzu, sahen ihr geliebtes Kind und dann die blühende Hiazinthe an, und die Mutter sprach mit sanfter Stimme: „Sieh, wie du deine Hiazinthe liebst, so — und noch mehr lieben wir dich.“

Da umarmte Sofie Vater und Mutter und sagte: „O, könnte ich euch auch so erfreuen, wie mich die Blume erfreut hat!“ —

92. Moose und Flechten.

Auf allen Bäumen und Sträuchern, auf Steinen, Dächern und auf dem Erdboden, besonders in Wäldern und Wiesen, wächst Moos. Es hat Stängel und Blätter wie andere Gewächse, aber diese Theile sind häufig so klein, dass man sie nicht leicht unterscheiden kann. Das Moos kann nützlich oder auch schädlich sein. Es hält die Walderde feucht, und wenn es vermodert, so entsteht daraus Erde, in der andere Pflanzen gedeihen. Man benutzt es,

um Polster zu füllen, Löcher und Spalten in Häusern und Schiffen zu verstopfen, allerlei Waren und Gewächse weich zu verpacken, damit sie bei der Versendung nicht beschädigt werden.

Auf Wiesen und an Obstbäumen hat man das Moos nicht gern. Ein bemooster Obstbaum trägt wenig und schlechte Früchte; nach und nach stirbt er ab, wenn man ihn nicht sorgfältig vom Moose reinigt.

Mit den Moosen werden nicht selten die Flechten verwechselt, die aber nicht weich wie das Moos, sondern steifer und manchmal lederartig sind, und weder Stängel noch eigentliche Blätter haben, aber bald wie Blätter bald wie Stängel aussehen. Die Rinde der Bäume und die Oberfläche der Gesteine ist häufig mit Flechten wie mit einer Kruste überzogen.

Eine Flechte der größten Art ist das sogenannte isländische Moos, woraus ein heilsamer Brustthee bereitet wird. In Island macht man aus dieser Flechte Mehl und backt daraus Brot.

93. Die Schwämme oder Pilze.

In Gras und Moos, unter Bäumen und Sträuchern wachsen die Schwämme oder Pilze. Ihre Gestalt und Farbe ist sehr verschieden; aber sie sind so leicht kennbar, dass jedes Kind einen Schwamm oder Pilz von andern Gewächsen sogleich unterscheidet.

Schwerer ist es zu erkennen, ob ein Schwamm essbar sei oder giftig.

Giftschwämme zerstören, wenn man sie genießt, die Gesundheit und ziehen nicht selten den Tod nach sich. Wer die Schwämme nicht genau kennt, sollte sie auch nicht sammeln; denn es gibt Giftschwämme, die den essbaren sehr ähnlich sind.

Giftschwämme, oder wenigstens verdächtige, wachsen in feuchten Waldungen, meist an Stellen, wo das Sonnenlicht nicht durchdringen und frische Luft nicht streichen kann; ihre Farbe ist meistens grell: weiß, roth, blau, grünlich oder schwarzbraun. Bei einigen ist der Strunk hohl, und mit einer feuchten, schmutzigen Masse überzogen. Sie haben meistens einen unangenehmen Geruch und einen scharfen, brennenden Geschmack; einige zerfließen, wenn man sie bricht, schnell in eine schmierige, übelriechende Jauche; die meisten werden von Insekten früh angestochen und angefressen; beim Kochen werden fast alle blau oder schwarz oder auch hart und zäh. Das sind die auffallendsten Merkmale von giftigen oder verdächtigen Schwämmen.

Die genießbaren Pilze riechen gewöhnlich würzhaft, widerstehen der Fäulnis länger und haben größtentheils eine reine Oberfläche.

Die Wirkungen, welche der Genuss giftiger Schwämme verursacht, sind fürchterlich. Geschieht ein Unglück durch Schwämme, so muß der Arzt sogleich zu Hilfe gerufen werden. Zunächst aber ist es gut, eine möglichst große Menge von Seifenwasser zu trinken, oder ein anderes Brechmittel sogleich einzunehmen. Auch

schwarzer Kaffee ist bei Vergiftungen durch Schwämme nicht ohne Nutzen. Aber Essig oder Salzwasser hüte man sich zu trinken.

94. Giftpflanzen.

Wie es unter den Schwämmen einzelne gibt, deren Genuss dem Menschen schädlich ist, so gibt es auch eine Anzahl Kräuter, welche man mit dem Namen Giftpflanzen bezeichnet.

Zu diesen gehört zunächst der Wasserschierling, dessen Wurzel einige Ähnlichkeit mit dem Sellerie hat. Der Wasserschierling wächst an Gräben, Teichen und auf beoostem Sumpfboden. Die Wurzel ist hohl und durch Querwände in mehrere Fächer geschieden, in denen sich der schädliche, schnell tödende Saft der Pflanze befindet. Wer die Wurzel der Länge nach durchschneidet, wird an jenen Fächern sogleich den Wasserschierling erkennen.

Den gefleckten Schierling erkennt man leicht an den rothbraunen Flecken an Stängel und Ast; leider fehlen diese Flecken zuweilen bei den jüngeren Pflanzen. Die Blätter sind gezähnt, die Zähne sehen an den Spitzen wie versengt aus. Wenn man die Blätter zwischen den Fingern zerreibt, geben sie einen eigenthümlich widrigen Geruch. Wer auf dieses Merkmal nicht achtet, verwechselt den gefleckten Schierling leicht mit Kerbelkraut oder Petersilie.

Größere Ähnlichkeit mit der Petersilie hat die dritte Art des Schierlings, die Gleibe oder Hundspetersilie. Ihre Blätter sind auf der unteren Seite glänzend und riechen, wenn man sie zerreibt, knoblauchartig widerlich.

Zu den gefährlichsten Giftpflanzen gehört die **Tollkirsche** oder **Belladonna**, deren reife Frucht einer schwarzen Kirsche ähnlich ist. Sie ist ein krautartiges Staudengewächs und kommt meist an schattigen Plätzen, in Bergwäldern, auch auf Weinbergen, an Zäunen und in **Hollwegen** vor. Sie blüht gewöhnlich im Juli mit einer glockenförmigen violettblauen Blume, die reifen Beeren schmecken ekelhaft süß. Schon kleine Gaben der **Belladonna** bewirken Flimmern vor den Augen und Spannung im Halse, größere verursachen Schwindel, Betäubung, Raselei, Zuckungen und zuletzt den Tod.

Häufiger ist dagegen das **Bilsenkraut**, das man fast überall auf Schutthaufen, an Wegen, Hecken und Zäunen trifft. Es ist leicht erkennbar an seiner schmutziggelben Blüte, den klebrig haarigen Blättern und an seinem widerlichen Geruche. Die Frucht ist eine krugförmige Kapsel mit vielen Samen. Gefährliche Wirkungen äußert jeder Theil der Pflanze, besonders aber die Wurzel und der Same.

Der **Stechapfel** ist noch schlimmer als das **Bilsenkraut**. Seine Blüte ist weiß, seine Fruchtkapsel mit Stacheln besetzt; sein Same besteht aus kleinen schwarzen Körnern, deren Genuss Zuckungen, Zittern und Wahnsinn erzeugt. Der **Stechapfel** wächst im Freien fast überall.

Der rothe **Fingerhut** findet sich in gebirgigen Waldgegenden wild, und wird wie auch der strauchartige **Stechapfel** in Gärten als **Zierpflanze** gezogen.

Zu den gefährlichsten Pflanzen gehört ferner der giftige Hahnenfuß, dessen Saft äußerlich Zucken und Brennen, innerlich heftige Schmerzen verursacht; mitunter erfolgt nach dem Genuss krampfhaftes Lachen und Irreden.

Mit ihm verwandt ist der scharfe Hahnenfuß, dessen Blüten Blasen auf der Haut ziehen. Ein giftiges Zwiebelgewächs ist die Herbstzeitlose, die uns den Herbst ankündigt. Ihre Blüte erscheint früher als die Blätter und unerfahrene Kinder werden durch das sanfte Roth der Blume angelockt. An Mauern und auf Schutthaufen wächst der schwarze Nachtschatten, dessen Blüten Ähnlichkeit mit der Kartoffelblüte haben, und der kletternde Nachtschatten; beide tragen giftige Beeren.

Den meisten dieser Gewächse hat Gott Heilkräfte verliehen. Wo und wann sie aber als Heilmittel anzuwenden sind, das weiß am besten der Arzt.

95. Die Salze.

Gewöhnlich bezeichnet man mit dem Namen Salz nur das eine Mineral, womit die Speisen gewürzt oder gegen Fäulnis bewahrt werden. Salze anderer Art sind aber auch das Glaubersalz, das Bittersalz, der Vitriol, der Alaun, die Pottasche und der Salpeter. Alle diese Salze finden eine vielfache Anwendung in Färbereien, Druckereien, Glasfabriken und Seifensiedereien; der Salpeter wird hauptsächlich zur Bereitung des Schießpulvers verwendet.

Das wichtigste von allen Salzen ist aber das sogenannte Kochsalz. Fehlt es doch als

das unentbehrlichste Gewürz bei keiner Mahlzeit, weder in den Palästen der Fürsten noch in den Hütten der Armen. Ohne Salz würde unser Magen nicht im Stande sein, die Speisen gehörig zu verdauen, ja selbst die Pflanzen würden ohne Salz nicht gedeihen. Auf verschiedenen Wegen wird es daher allen Wesen zugeführt. Die Pflanze empfängt es aus dem Erdboden, das Thier erhält es in dem Fleisch und in den Pflanzen, durch welche es sich nährt; der Mensch aber weiß es außerdem mit Fleiß und Kunst zu gewinnen.

Das Salz liegt nämlich theils in der Erde in der Form von Steinsalz, oder es quillt aus unzähligen Quellen als Salzsole, oder es schwimmt in ungeheurer Menge im Meere als Seesalz. Das Meerwasser hat von ihm und andern Salzen den salzig bitteren Geschmack, durch den es untrinkbar ist; es wird durch seinen Salzgehalt aber auch vor Fäulnis geschützt.

Überaus reich ist Österreich an Salz in seinem Salzkammergut bei Aussee, Ischl, Hallein und Hallstatt; unerschöpfliche Salzlager sind in Wieliczka und Bochnia in Galizien, in den Salzlager von Ungarn und Siebenbürgen. Wo uns der Ortsname Hall begegnet, da wird sich auch fast immer finden, was das Wort ursprünglich bezeichnet: Salz.

Meersalz wird in unserem Vaterlande in Istrien und in Dalmazien gewonnen. Um aus Salzgestein Kochsalz zu gewinnen, leitet man Wasser in die Salzgruben. Im Wasser löst sich nämlich das Salz und trennt sich von den

erdigen Theilen, mit denen es vermischt war; es wird ausgelaugt. Im Schoße der Berge entstehen auf diese Weise großartige Höhlen, wo man auf einem Kahue über kleine Salzwasserseen fahren kann. Dieses Schauspiel ist überraschend großartig und schön. Beim Scheine der Fackeln glänzen die rothen, weißen, blauen und grauen Salzkristalle an der Decke und an den Wänden der Höhle wunderbar. Gewaltige, oft stundenlange Solenleitungen führen von dort die gesättigte Salzsole in die Siedehäuser, wo in ungeheuren Pfannen das Wasser verdunstet und die weißen Salzkristalle anschießen und zurückbleiben. In Formen gedrückt, wird dann das Salz in's Land ausgeführt und beim Gebrauche erst klein gestoßen.

Streut man Kochsalz auf frisches Fleisch, so löst sich jenes auf und dringt in das Fleisch ein. Dadurch wird dasselbe längere Zeit vor Fäulnis bewahrt. Eben so pökelt man Fleisch und legt Meerfische ein.

96. Brennbare Stoffe,

die aus der Erde gegraben werden.

Zu den nützlichsten Stoffen, welche aus der Erde gegraben werden, gehören die Steinkohlen. Sie finden sich in ungeheuren Massen in vielen Gegenden unseres Vaterlandes, namentlich in Böhmen, Mähren und Steiermark, wo sie durch den Bergbau zutage gefördert werden. Die Steinkohlen dienen als Brennstoff bei Dampfmaschinen, in Werkstätten und zur

Zimmerheizung, sowie auch zur Gewinnung des Leuchtgases.

Den Steinkohlen ähnlich sind die Braunkohlen. Sie haben eine braune Farbe ohne Glanz. An ihnen erkennt man noch die Merkmale des Holzes, aus dem sie entstanden sind. Beim Verbrennen geben sie mehr Asche als die Steinkohlen und riechen nach Schwefel.

Ein anderer Brennstoff ist der Torf, den man häufig an sumpfigen Orten findet. Er besteht aus vermoderten Sumpfpflanzen, die mit Spaten ausgestochen und in die Form von Ziegelsteinen gebracht werden. Den Ort, wo dieser Brennstoff gegraben oder gestochen wird, nennt man einen Torfstich.

Von den übrigen brennbaren Mineralien sind am bekanntesten der Schwefel und der Bernstein. Dieser ist meistens gelblich und durchscheinend. Er wird an den Küsten der Ostsee gefunden und lässt sich dreheln und schleifen. Man verfertigt aus dem Bernstein allerlei Kunst- und Schmucksachen, auch wird er zur Bereitung von Räucherpulver verwendet.

97. Das Leuchtgas.

Es gab eine Zeit, wo es nachts auf den Straßen der Städte stockfinster war. Da trug jeder, der seinen Weg beleuchtet haben wollte, eine Laterne bei sich. In späterer Zeit aber führte man die Straßenlaternen mit Öllampen ein, und gewiss wurde diese Einrichtung damals mit Freuden begrüßt.

Doch auch die Öllampen haben bereits vieler Orten dem helleren Gaslicht, das von der Steinkohle stammt, weichen müssen. Niemand freut sich

mehr darüber als der Lampenputzer. Längst hat er seinen fettigen Rock ausgezogen und Ölkanne, Docht und Schere bei Seite gelegt. Er dreht den Hahn der eisernen Gasröhre auf, hält eine Flamme daran, und husch! hat sich das Gas entzündet. Es brennt eine weiße, helle Flamme — ein Licht ohne Öl und Talg, ohne Wachs und Docht, das kein Wind verlöscht — eine Leuchte von brennender Luft. Was doch alles in einer schwarzen, rußigen Steinkohle stecken kann, und — was der Mensch nicht alles erfindet!

Betrachten wir einmal eine Gasbeleuchtungsanstalt, wie sie bei großen Städten sich gewöhnlich findet und durch ihren eigenthümlich üblen Geruch schon von weitem sich anzeigt.

Hier sind Steinkohlen; sie werden in ein eisernes Behältnis gebracht, in das eine eiserne Röhre führt. Rings um das Behältnis schürt man ein starkes Feuer an, so dass der Eisenkasten sammt den darin befindlichen Kohlen in's Glühen geräth. Aus diesen entwickelt sich nun das Leuchtgas und steigt in der vorhin genannten Röhre in die Höhe. Da dasselbe aber noch eine Menge dicker, schmutziger Bestandtheile enthält, so wird es in Röhren durch einen Behälter geleitet, der mit kaltem Wasser gefüllt ist. Es wird auf diesem Wege nicht nur abgekühlt, sondern setzt auch den bekannten Steinkohlenther ab, der durch eine Nebenröhre abfließt. Das Gas aber steigt weiter in die Höhe in ein großes, mit Wasser gefülltes Gefäß. In diesem Gefäß steht, wie ein umgekehrt hineingestelltes Trinkglas, der eiserne große Gasbehälter, so dass das Wasser den ganzen Raum desselben ausfüllt. Da nun die leichte Luft im Wasser stets in die Höhe steigt, so würde das Gas in die freie Luft entweichen, wenn es nicht der umgekehrt hineingestellte Gasometer auffänge und zurückhielte. Je mehr Gas sich entwickelt, desto höher hebt es den Gasbehälter; zuletzt ist das ganze Gefäß mit Gas gefüllt und

steht nur mit dem Rande im Wasser, damit das Gas auch nicht von unten entweichen kann.

Aus dem Gasbehälter führen nun eiserne unter der Erde fortgeleitete Röhren das Gas in die Straßen und Häuser. Sobald an den Röhren der Hahn aufgedreht wird, ist es da. Springt einmal der Gasbehälter, dann erlöschen alle Gaslampen der Stadt; bekommen die Gasröhren Risse, so strömt äußere Luft hinein und bildet mit dem Leuchtgase vermisch, das furchtbare Knallgas. Wenn man mit einer Flamme in dasselbe kommt, so entzündet es sich mit einem Knalle und richtet große Verwüstungen an, weshalb bei der Gasbeleuchtung große Vorsicht und Sorgfalt nothwendig ist.

98. Kupfer und Messing.

Die Farbe des Kupfers kennt jeder von der Scheide- oder Handmünze, die bei uns unter dem Namen Kreuzer im Verkehr ist. Poliert nimmt das Kupfer eine hellere Farbe an, was man an den geschuerten Kupferkesseln sehen kann. Dass es aber in Verbindung mit gewissen Metallen gelb wird, zeigt sich bei dem Messing. Dieses ist nämlich nichts anders, als eine Mischung von Kupfer und Zink. Röhliches Messing heißt Tombak. Seine Farbe ist der des Goldes so ähnlich, dass schon mancher Unkundige dadurch betrogen wurde. Messing wird fast häufiger gebraucht als reines Kupfer, denn was wird nicht alles daraus gefertigt! Knöpfe, Beschläge, Gefäße, Blech, Draht, Trommeln, Leuchter und vieles andere.

Übrigens hat man beim Gebrauch von kupfernen wie von messingenen Geräthschaften große Vorsicht nöthig. Kommt nämlich eine Säure daran, so erzeugt sich Grünspan, der ein fürchterliches Gift ist. Deshalb verzinnt man kupferne Kochgeschirre. Gibt man aber nicht beständig Acht, und wird die Verziinnung nicht bisweilen erneuert, so kann sich trotzdem Grünspan bilden.

Auch die grüne und blaue Farbe an Spielsachen ist oft mit Grünspan versetzt und giftig. Kleine Kinder, welche daran leckten, haben die fürchterlichsten Schmerzen, Krämpfe, selbst den Tod davon gehabt.

Eine Eigenschaft des Kupfers ist uns noch von großem Werte: sein starker Klang. Wie durchdringend er ist, können wir am besten beim Kupferschmiede hören, wenn er die Kessel hämmert. Eine Mischung von Kupfer und Zinn gibt das sogenannte Glockengut; je geschickter der Glockengießer die beiden Metalle zu mischen versteht, desto heller wird der Klang der Glocken. Für Schellen reicht auch Messing aus, für sehr feine Glöckchen kommt etwas Silber dazu. In der neuesten Zeit hat man auch Stahlstäbe, sowie aus Stahl gegossene Glocken zum Geläute benützt, und in Uhren reichen schon Stahlfedern zum Schlagen hin.

Kupfer wird namentlich in Ungarn, in Schlesien, im Harz und in Westfalen gefunden.

99. Der Kalk.

Im Kalksteinbruche wird der Kalkstein gebrochen, oft auch mit Pulver gesprengt, zerschlagen und auf Karren geladen, auf denen er in den Kalkofen gebracht wird. Arbeiter setzen die Steine in demselben zusammen, so dass unten ein leerer Raum bleibt, der mit Holz oder Steinkohlen angefüllt wird. Nun schüren die Kalkbrenner ein mächtiges Feuer an, das Tage lang brennt. Die Flammen lecken zwischen den Steinen hindurch, und diese werden glühend heiß. Da der Kalkstein viel Wasser enthält, so verdampft dasselbe in der Glut, als leichter Dampf steigt es, vermischt mit dem schwarzen Rauche, aus dem Kalkofen hinaus. Wenn das Wasser aus dem Kalksteine völlig entwichen ist, lässt der Kalkbrenner das Feuer erlöschen. Die Steine werden nach und nach kalt, sie sind gebrannt. Wollte man ein Stück derselben

einige Zeit in feuchter Hand halten, so würde man bald einen brennenden Schmerz fühlen; denn der Kalk zieht jede Feuchtigkeit an, die in seine Nähe kommt, und verbindet sich mit ihr. Wegen des scharfen Schmerzes, den er auf der feuchten Haut hervorbringt, nennt man ihn Ätzkalk.

Der Branntweimbrenner bedient sich des Ätzkalkes, um das Wasser vom Spiritus zu trennen. Er füllt nämlich ein trichterähnliches Gefäß mit zerschlagenem Ätzkalk und leitet in dieses den Spiritus. Das Wasser verbindet sich sogleich mit dem Kalke und der Spiritus fließt wasserfrei ab.

Tröpfeln wir auf ein Stück gebrannten Kalk allmählich Wasser, so dampft der Kalk auf, erhitzt sich und zerspringt in Staub. Das schneeweiße Kalkpulver, das wir jetzt statt des Steines vor uns haben, ist vollständig trocken, ist aber schwerer geworden. Hätte der Stein vor dem Benetzen mit Wasser drei Loth gewogen, so würde das Pulver vier Loth Gewicht haben. Das eine Loth kommt von dem Wasser, das der Kalk aufgenommen hat. Man benutzt dieses Pulver, um die Schlösser und Klinken oder andere metallene Gegenstände blank zu machen. Manche Holzarbeiter mengen es mit Quark (Topfen) und verbinden mittels dieser Mischung Holzkörper fester als mit Leim.

Nicht bloß beim Besprengen mit Wasser zerfällt der Kalkstein, sondern auch dann, wenn er an der Luft längere Zeit frei liegen bleibt. Er zieht nämlich fortwährend die Wassertheilchen an, welche sich in der Luft befinden, und verbindet sich mit ihnen. Der Landmann fährt daher gebrannten Kalk auf Äcker und Wiesen und macht sie dadurch fruchtbar.

Gewöhnlich schüttet man Wasser in Menge über den gebrannten Kalk aus. Er nimmt dann zischend und sprudelnd das Wasser auf, welches dabei kocht und dampft, als sei Feuer in dem Gefäße; man nennt dieß das Löschen des Kalkes. Durch das Löschen entsteht ein weißer Brei,

welchen der Maurer benutzt, um die Mauer zu weißen, oder den er mit Sand vermischt, um Mörtel zu gewinnen.

Die Farbe des Kalksteines ist gewöhnlich weiß, grau oder gelb. Es gibt aber auch feine Kalksteine, die man glätten kann, z. B. der Marmor. Viele Altäre und Bildsäulen sind von Marmor.

Der Kalkstein wächst nicht, wie die Pflanze; er blüht nicht und trägt keine Früchte, wie diese; er empfindet nicht und bewegt sich nicht, wie das Thier: er hat kein Leben, wie die Thiere und Pflanzen. Man sagt daher: der Kalkstein ist ein lebloser Erdstoff oder ein Mineral.

100. Der Bergbau.

Damit Gold und Silber, Eisen, Salz und Steinkohlen aus der Erde gebracht werden, verrichtet der Bergmann sein mühseliges Geschäft. Die Bergleute sind meistens redlich und arbeitsam, still bei der Arbeit, heiter und musikhustig in den Ruhestunden. Besondere Trachten und besondere Ausdrücke für ihre Thätigkeiten unterscheiden sie vom Landbauer, Seefahrer, Stadt- und Landbewohner.

Mit seinem Gezäh, d. i. Werkzeug, welches aus der Keilhaue, dem Schlägel und Eisen besteht, und mit dem Grubenlicht versehen, arbeitet der Bergmann entweder senkrecht in die Erde die tiefen Gruben, die man Schächte nennt, oder er führt Gänge oder Stollen in wagrechter Richtung aus. Indem er beide Bauarten verbindet und so das Gestein durchbricht, verfolgt er die Mineral- und Erzgänge, welche sich durch das taube Gestein dahinziehen. Über sich hat er das Hangende, unter sich das Liegende der Gesteinsmassen.

Der Bergmann fährt zu Berg, wenn er in den Schacht an steilen Leitern hinabklettert oder an einer Seile hinuntergelassen wird; er fährt zu Tage, wenn er den umgekehrten Weg macht. Die Bergwerke sind oft von erstaunlicher Aus-

dehnung; es gibt Schächte, die an 3000 Fuß tief sind. Noch bedeutender ist die Länge der Stollen; der Christofs-Stollen im Salzburgischen ist 10.500 Fuß lang. Die Stollen sind meistens so hoch, dass darin ein Mann aufrecht gehen kann, oft jedoch auch so niedrig, dass man sich nur in gebückter Stellung darin bewegen kann.

In seinem Berufe hat der Bergmann nächst dem Seefahrer die meisten Beschwerden und die größten Gefahren zu bestehen. Bald ist es das Wasser, welches von der Seite oder aus der Tiefe andringt, bald sind es die Schwaden oder schlagenden Wetter, die sich entzünden, heftige Erderschütterungen hervorbringen und die Bergleute tödten, oder es sind erstickende Gase, die plötzlich aus geöffneten Spalten hervordringen und Verderben bringen.

Solche und ähnliche Erscheinungen gaben in früheren Zeiten Stoff zum Aberglauben, zu vielerlei Sagen und Dichtungen. Da erzählten sich die Bergleute von neidischen Berggeistern, Zwergen und Kobolden, die in den Berghöhlen das Erz bewachten und dem Bergmanne allerlei Übles zufügten; oder von wohlthätigen Feen und Geistern, die ihm in Noth und Gefahr beiständen. Allein der erfahrene Bergmann weiß, indem er geleitet durch die Wissenschaft und Erfahrung die Gefahren zu vermeiden sucht, dass Gott allein sein Schutz und Hort sei. Darum betet er jedesmal, wenn er zu Berge fährt, vertrauensvoll zu ihm und ruft seinen Kameraden den munteren Gruß zu: „Glück auf!“

Vierter Abschnitt.

Aus der Natur- und Erdkunde.

101. Die Welt.

An einem hellen Sommertage stand Vater Erich mit seinem Sohne Ludwig auf einer Anhöhe, von der sie ringsum weit in's Land sehen, und die umliegenden Wohnorte mit ihren Häusern, Gärten und Feldern überblicken konnten.

„Vater,“ rief Ludwig, „wie schön ist es hier; wie sieht man weit in die Runde!“

„Weit siehst du allerdings,“ antwortete der Vater; „und wenn wir zu den blauen Bergen gelangen wollten, die dort in der Ferne den Himmel begrenzen, wir hätten manchen Tag zu wandern. Aber dennoch ist das, was sich hier als eine kreisrunde Scheibe vor dir ausbreitet, nur ein sehr kleines Stück der Erde. Auf einem hohen Berge würden wir einen größern Kreis überblicken; aber auch dieser wäre nur ein kleines Stück der Erde.“

Der Kreis, welchen wir im Freien übersehen können, heißt unser Gesichtskreis. Unser Auge reicht nur bis an den Rand desselben. Der Himmel ist auch dort am Rande hoch über den Menschen. Ihnen scheinen auch dort die Himmelslichter oben: am Tage die Sonne, in der Nacht der Mond und die zahllosen Sterne. Der Himmel über uns mit Sonne, Mond und Sternen, und die Erde unter uns mit Berg und Thal und Wasser: alles das zusammen nennt man mit einem Worte die Welt.

Wer die Welt so wunderbar gebaut hat, brauche ich dir nicht zu sagen. Das erste Wort der heil. Schrift spricht es aus: „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde.“

102. Sonnenschein.

1. Begrüßet seist du, Sonnenlicht, mit deinem heitern Angesicht! Du gießest ja so frohen Sinn auf alles, was dich schauet, hin.

2. Dein Stral ist golden, heiß und rein; so soll auch meine Seele sein, von reiner Menschenlieb' entbrannt und allem Bösen abgewandt.

3. Du brauchst dich nimmer auszuruh'n, kommst immer wieder, wohlzuthun; du fragest nicht nach Glück und Stand, bist jedem freundlich zugewandt.

4. O würd' ich von dir allezeit befunden wacker und bereit, so dürft' ich deinen heißen Stral willkommen heißen allemal.

5. So dürft' ich nie zur Erde seh'n und weg aus deinem Strale geh'n; denn mahnend bist du früh und spät dem, der kein gut Gewissen hat.

103. Das Licht der Sonne.

Als Gott Himmel und Erde erschaffen hatte: war die Erde finster und leer. „Und Gott sprach, Es werde Licht! Und es ward Licht. Und Gott sah das Licht, daß es gut war, und schied das Licht von der Finsternis, und nannte das Licht Tag, und die Finsternis Nacht.“ — „Und Gott machte zwei große Lichter: das größere Licht, zu beherrschen den Tag, das kleinere Licht, zu beherrschen die Nacht — und die Sterne. Und er setzte sie an die Feste des Himmels, daß sie auf die Erde herableuchten.“ Das Licht der Sonne bewirkt den Tag; nach dem Untergange der Sonne haben wir Nacht, und es erscheinen am wolkenlosen Himmel die Sterne und häufig auch der Mond.

Warum sieht man die Sterne und den Mond nur des Nachts? Weil das mächtigere Sonnenlicht am Tage alle übrigen Lichter der Erde und des Himmels überstrahlt.

Wenn die Sonne untergeht, sehen wir zuweilen die Mondesichel schon am Himmel, aber das Licht des Mondes ist noch blaß. Nach und nach wird es heller, je mehr die Sonne unter unsern Gesichtskreis hinabsinkt. Erst wenn die Nacht anbricht, sehen wir das Mondlicht deutlicher, und alsdann erscheinen auch einzelne Sterne. Diese konnte man vorher nicht bemerken, weil sie viel weiter als der Mond von uns entfernt sind. Wie aber der Mond zuweilen schon bei Tage am Himmel ist, ohne daß wir ihn bemerken, so sind auch die Sterne den ganzen Tag am Himmel.

Die Sonne beleuchtet nicht bloß unsere Erde, sondern auch gewisse Sterne und den Mond. Daß auch der Mond sein Licht von der Sonne empfängt, sehen wir deutlich. Wenn nämlich die Sonne eben untergegangen ist, und der Mond sich ebenfalls dem Untergange nähert, so ist nur derjenige Theil des Mondes beleuchtet, welcher der Sonne zugekehrt ist.

Das Licht der Sonne ist für die Welt eine der größten Gaben Gottes. Wir können dem gütigen Schöpfer nicht genug dafür danken.

104. Sonne und Mond.

Ein Vater hatte zwei Kinder, Fritz und Josef, die er zärtlich liebte. Beide waren aber auch seiner Liebe wert, denn sie waren fromm und fleißig, und benützten jede Gelegenheit, ihren Aeltern Freude zu machen. So oft es dem Vater die Geschäfte erlaubten, ließ er die

Knaben zu sich kommen, und unterhielt sich mit ihnen. Am Nachmittagen machte er zuweilen, wenn es das Wetter zuließ, mit ihnen einen Spaziergang. Das war der Knaben größte Freude, denn sie wußten, daß ihnen der Vater unter Gottes freiem Himmel manches Schöne und Merkwürdige zeigte, worauf sie ohne seine Anleitung nicht gekommen wären.

Ein langer, kalter Winter hatte diese Spaziergänge unterbrochen. Endlich kehrte der ersuchte Frühling zurück: der Schnee verschwand; das junge Grün sproß überall aus der feuchten Erde hervor, und aus den Knospen der Bäume drangen die zarten grünen Blätter; der blaue Himmel und die milde Luft lockten zu einem Gang in's Freie; und Fritz und Josef eilten an der Hand ihres Vaters hinaus.

Obgleich die Gegend den Wanderern genau bekannt war, so erschien sie ihnen heute im Schmucke des Frühlings dennoch neu. Sie konnten sich nicht satt sehen an dem frischen Grün der Wiesen, an dem jungen Laub der Bäume, an der lieblichen Landschaft, die im Glanz der Abendsonne vor ihnen lag.

„Die Luft ist heute besonders klar,“ sagte der Vater, „und der Himmel heiter, wie selten in den ersten Frühlingstagen. Lasset uns jene Höhe ersteigen, und den Sonnenuntergang betrachten.“

Mit raschen Schritten gieng's die Höhe hinan, von der sich ihren Blicken eine weite Fernsicht darbot. Die Knaben waren von dem Anblicke der Gotteswelt, die rings zu ihren Füßen ausgebreitet lag, mächtig ergriffen. Sie blickten schweigend nach dem Abendhimmel, wo sich die Sonne eben dem Untergange näherte. Einige leichte Wolken schwebten vor ihr, und zogen, von ihrem Glanz umsäumt

über den blauen Bergen hin, hinter denen sie selbst bald niedersinken sollte.

„Die Sonne scheidet, meine Kinder,“ sagte der Vater; wie schön sind die letzten Augenblicke, die sie noch bei uns weilt! Indem sie untersinkt, gleicht sie dem sterbenden Menschen, dessen Wandel hier auf Erden Gott gefällig war. Hat sie nicht den Tag über die Erde erleuchtet und erwärmt? Hat sie nicht die Macht des Winters gebrochen, und Baum und Strauch, Feld und Wiese zu neuem Leben erweckt? So wie sie von Gott bestimmt war, Wohlthaten zu erweisen, so hat sie Gottes Willen erfüllt, und scheidet freundlich von uns, um freundlich wiederzukehren.

Dieses Bild zeigt uns der himmlische Vater täglich; und es soll euch eine Mahnung sein, treu am Guten zu halten, und vor Gottes Angesicht zu wandeln. Dann wird die Stunde, wo euch der Herr von der Erde abrufft, eben so schön sein, wie wir die Sonne scheiden sehen.“

Die Sonne war hinter die Berge gesunken, und über diesen glänzte noch das Abendroth.

Aber gegenüber erschien am dunkleren Himmel der Mond in Sichelgestalt. Die Kinder zeigten ihn dem Vater. „Wie hell er leuchtet,“ sagte Fritz; „aber so sieht er nicht immer aus.“ „Freilich nicht,“ erwiderte der Vater; jetzt ist er in seiner Kindheit. Mit jedem Tage wird er wachsen und sein Licht wird zunehmen, bis er uns die volle Scheibe zeigt. Wolken werden ihn bisweilen bedecken und sein Angesicht verhüllen. Und eben so wie er zunimmt, wird er nach einiger Zeit wieder abnehmen, bis er uns endlich ganz verschwindet. Auch der Mond zeigt uns das menschliche Leben im Bilde.

So wie der Mond zunimmt und abnimmt, so wächst auch der Mensch in der Jugend und wird wieder schwach im Alter; so wie der Mond eine Zeit lang glänzt auf Erden, so glänzt auch der Mensch durch die Vorzüge, die ihm Gott gegeben hat; und so wie der Mond endlich verschwindet und uns nicht sichtbar ist, so stirbt auch der Mensch. Und die Wolken, die den Mond bisweilen umhüllen," fuhr der Vater fort, „sind gleichsam die Trübsale, die dem Menschen begegnen; immer glänzend und heiter ist noch keines Menschen Leben vorübergegangen; jedes hat seine trüben und mühevollen Tage gehabt. Aber wer nach Gottes Geboten lebt und sein Herz rein erhält von der Sünde, an dem ziehen diese Wolken vorüber, und die Ruhe seiner Seele bleibt ungestört."

105. Morgenwanderung.

1. Wer recht in Freuden wandern will, der geh' der Sonn' entgegen; da ist der Wald so kirchenstill, kein Lüftchen mag sich regen. Noch sind nicht die Lerchen wach, nur im hohen Gras der Bach schleicht leif' auf heimlichen Wegen.

2. Die ganze Welt ist wie ein Buch, darin uns aufgeschrieben in bunten Zeilen mancher Spruch, wie Gott uns tren geblieben. Wald und Blumen nah und fern und der helle Morgenstern sind Zeugen von seinem Lieben.

3. Im Busche läßt die Nachtigall ihr herrlich Lied erklingen, in Berg und Thal erwacht der Schall und will sich aufwärts schwingen, und der Morgenröthe Scheln stimmt in lichter Glut mit ein: Laßt uns dem Herrn lobsfingen!

106. Die Sonne während eines Jahres.

Täglich geht die Sonne auf, täglich geht sie unter. Jährlich wechseln die Jahreszeiten; es kommt der Frühling, der Sommer, der Herbst und der Winter.

Am Mittage steht die Sonne am höchsten. Wende ich in dieser Tageszeit das Gesicht nach der

Richtung hin, wo sie steht, so sehe ich nach Mittag oder Süden; hinter mir, dem Süden gerade entgegen, ist Mitternacht oder Norden; rechts, wo die Sonne untergeht, ist Abend oder Westen, und links, von woher die Sonne aufsteigt, ist Morgen oder Osten.

Am 21. März (Lenzmonat) geht die Sonne um 6 Uhr morgens auf und um 6 Uhr abends unter. Tag und Nacht sind gleich lang. Wir haben Frühling. Von da an beschreibt die Sonne immer größere Bogen; die Wärme nimmt zu; wir nähern uns dem Sommer. Die Tage werden länger, weil die Sonne länger über unserm Gesichtskreise bleibt.

Am 21. Juni (Brachmonat) beginnt der Sommer; die Sonne geht ungefähr um 4 Uhr morgens auf und ungefähr um 8 Uhr abends unter. Der Tag ist am längsten, die Nacht am kürzesten. Die folgenden Tage nehmen wieder ab; die Wärme hält noch an.

Am 23. September (Herbstmonat) geht die Sonne gerade da auf, wo sie am 21. März aufgegangen ist. Tag und Nacht sind wieder gleich lang; aber allmählich werden die Tage kürzer, die Nächte länger. Die Wärme nimmt ab, weil die Sonnenstrahlen auf unser Land immer schräger fallen.

Am 21. Dezember (Christmonat) haben wir den kürzesten Tag; die Kälte nimmt zu, und um Neujahr können wir uns gewöhnlich auf dem Eise belustigen. Von nun an geht die Sonne immer früher auf; die Tage werden wieder länger, bis im März Tag und Nacht abermals gleich sind.

Ein Jahr ist verflossen, und dieselben Erscheinungen wiederholen sich regelmäßig.

107. Des Winters Flucht.

Dem Winter wird der Tag zu lang,
 ihn schreckt der Vögel Lustgesang;
 er horcht und hört's mit Gram und Reid,
 und was er sieht, das thut ihm leid;
 er flieht der Sonne milden Schein,
 sein eig'ner Schatten macht ihm Pein,
 er wandert über grüne Saat
 und Gras und Reime früh und spat:
 „Wo ist mein silberweißes Kleid,
 mein Hut mit Demantstaub beschneit?“
 Er schämt sich wie ein Bettelmann
 und läuft, was er nur laufen kann.
 Und hinterdrein scherzt Jung und Alt,
 in Luft und Wasser, Feld und Wald,
 der Kiebitz schreit, die Biene summt,
 der Kukul ruft, der Käfer brummt;
 doch weil's noch fehlt an Spott und Hohn,
 so quackt der Frosch vor Ostern schon.

108. Die Erde und die Sonne.

Dem Anscheine nach wandelt die Sonne täglich ihre Bahn von Osten nach Westen, und die Erde scheint stille zu stehen. Das ist aber in Wirklichkeit anders; denn wie so oft, trügt auch hier der Schein.

Fahren wir z. B. auf einem schnellen Wagen oder auf einer Eisenbahn, so scheinen Bäume und Häuser sich herwärts zu bewegen. Und doch wissen wir, daß der Reisende vorwärts kommt und daß die Häuser ruhig stehen. Gerade so ist's mit der Erde und Sonne: jene scheint zu ruhen, und doch ist sie in Bewegung. Diese scheint täglich in einem Bogen von Osten nach Westen zu gehen, und doch dreht sich die Erde von Westen nach Osten. Auch ist die Erde kein scheibenförmiger Körper, wie man in alter Zeit glaubte, sondern sie hat eine Kugelform.

liche Gestalt. Sie ist ein Weltkörper wie Sonne, Mond und Sterne, schwebt wie diese frei im unermesslichen Raume, und ist rings von Luft umgeben.

Reisete man in der Richtung, wo die Sonne unter geht, immer weiter und weiter, so würde man nach mehreren Jahren von dorthier wieder zurückkommen, wo uns die Sonne auf geht.

Reiset man z. B. von Wien nach Linz, und weiter durch Deutschland nach England, über das Meer nach Amerika, und weiter über das Meer nach Asien, so kann man, auf der Donau durch Ungarn zurückkehrend, wieder nach Wien kommen. Man ist wieder daheim und das Ende der Erde war nirgend zu sehen? Wo sollte auch das Ende einer Kugel sein? — Seitdem man Dampfschiffe und Eisenbahnen hat, ist es möglich, die Erde in weniger als zwei Jahren zu umreisen. Und das haben auch schon manche gethan.

Die Erde drehet sich von Westen gegen Osten in 24 Stunden um sich selbst, um ihre Achse, und dadurch entsteht Tag und Nacht. Die der Sonne zugewandte Hälfte der Erde hat Tag, die der Sonne abgewandte Hälfte hat Nacht.

Während sich die Erde um sich selbst dreht, bleibt sie aber nicht stets an einer Stelle. Sie hat noch eine zweite Bewegung, nämlich um die Sonne, die viel größer ist als unsere Erde. Diese Bewegung vollendet die Erde in 365 Tagen, also in einem Jahre.

Während die Erde sich täglich von Westen nach Osten um ihre Achse dreht, bewegt sie sich zugleich jährlich von Westen nach Osten um die Sonne. Durch die erste Bewegung entsteht Tag und Nacht, durch die zweite Bewegung entsteht das Jahr.

109. Der Frühling als König.

Der Frühling schlief am eiskigen Bach,
 da rief ihn die Sonne wach
 aus seinen tiefen Träumen.
 Schnell wirft er ab sein Winterkleid;
 er thut sich um ein neu Geschmeid
 und lenket ohne Säumen
 den Blütenwagen durch die Luft,
 umvogt von süßem Blütenduft,
 umschwirrt von muntern Klängen.
 Viel Boten fliegen vor ihm her —
 kein König hat auf Erden mehr.
 Das ist ein buntes Drängen;
 was athmen nur und fliegen kann,
 das schleßt sich froh dem Zuge an;
 es klingt wohl tausendtönig:
 „Der Lenz ist unser König!“
 Der Käfer und der Schmetterling,
 sie wachen auf und fliegen stink.
 Die Wespen und die Bienen,
 sie kommen, ihm zu dienen,
 aus allen Ländern fern und nah
 sind schon die Abgesandten da,
 zu seinem Ruhme melden
 sich alle Sangeshelden.
 Sie jubeln in die Welt hinein:
 Erwache rasch, du stiller Hain,
 und breite aus ein lieblich Zelt
 dem Lenz in seiner schönen Welt!
 O kommt herbei jetzt Jung und Alt,
 hört, wie's von allen Zweigen schallt
 bergauf, bergab, thalans und ein!
 Der König kommt und ziehet ein!
 Er ist der Sonne liebster Sohn,
 vom Sonnengold ist seine Kron',
 sein milbes Zepher ist das Licht,
 er ist's, der alle Fesseln bricht,
 und tausend Freuden bringt er mit
 und Segen folgt ihm Schritt für Schritt.

Herbei denn, kommt zum muntern Keth'n,
stimmt alle, alle fröhlich ein
und singt es tausendtönig:
„Der Lenz ist unser König!“

110. Der Mond und seine Erscheinungen.

Der Mond scheint, gleich der Sonne und den Sternen, am östlichen Himmel auf= und am westlichen Himmel unterzugehen.

Zu gewissen Zeiten, nachdem die Sonne eben untergegangen ist, erscheint am Osthimmel der Mond mit seiner vollen Scheibe; weil er ganz beleuchtet ist, wird er Vollmond genannt. Um Mitternacht steht er am höchsten; dann senkt er sich gegen Westen und geht morgens, wenn die Sonne am östlichen Himmel erscheint, im Westen unter, nachdem er die ganze Nacht geleuchtet.

An jedem folgenden Tage geht er beinahe um 1 Stunde später auf und unter. Wir bemerken aber auch, daß seine Beleuchtung immer mehr abnimmt, und zwar zuerst auf der Seite, die uns zur rechten Hand liegt. Sieben Tage nach dem Vollmond sieht man nur noch die linke Hälfte der Scheibe beleuchtet; diese Lichtgestalt (☾) wird das letzte Viertel genannt. Dann geht er um Mitternacht auf und um Mittag unter.

Der Aufgang des Mondes erfolgt nun, wie bisher, alle Tage beinahe um 1 Stunde später als am vorhergehenden Tage. Seine Beleuchtung nimmt mehr ab, bis endlich 7 Tage später (also 14 Tage nach dem Vollmonde) der Mond gar nicht mehr gesehen wird. Der Mond ist zwar am Himmel; er geht beinahe gleichzeitig mit der Sonne auf, und beinahe gleichzeitig mit der Sonne unter; aber er

wendet uns seine unbeleuchtete Scheibe zu, und darum können wir ihn nicht sehen. Man sagt alsdann: wir haben Neumond.

Wenige Tage nachher erblicken wir ihn am westlichen Himmel in Sichelgestalt; aber die Sichel liegt auf der rechten Seite (D). Von Tag zu Tag nimmt das Licht zu, bis wir ihn 7 Tage nach dem Neumond bei Sonnenuntergang halb beleuchtet als erstes Viertel erblicken. Mittags geht er auf, und scheint bis Mitternacht. Etwa 7 Tage nachher, also ungefähr 29 Tage nach dem ersten Vollmonde, sehen wir ihn wieder als Vollmond am Himmel, wiederum nach dem Sonnenuntergange, leuchtend die ganze Nacht hindurch. Ungefähr ein Monat ist verflossen, und diese 4 Haupterscheinungen wiederholen sich, aber sie treffen nicht immer an denselben Monatstagen ein.

III. Die Luft.

Unsere Erde hat die Gestalt einer Kugel, und schwebt frei im Weltraume. Ringsum ist der Erdkörper mit Luft umgeben. Wir sehen sie nicht, denn sie ist farblos. In der Entfernung erscheint die Luft blau, darum ist auch das Himmelsgewölbe blau. Daß aber die Luft ein Körper ist, empfinden wir, wenn wir die Hand oder eine Thür schnell bewegen. Die bewegte Luft, der Wind, treibt Schiffe und Windmühlen. Der Wind treibt auch die Wolken, welche über uns in der Luft dahinziehen, wie die Schiffe auf dem Wasser.

Die Luft ist überall, wo wir auch hinkommen mögen, auf Höhen und in Tiefen, in dem Wasser und auf dem Lande, auch in allen Höhlen und

Gruben. Und weil sie so überaus fein ist, bringt sie selbst in die kleinsten Zwischenräume der Körper ein.

Die Luft ist zum Leben für Menschen, Thiere und Pflanzen durchaus nothwendig. Mit jedem Athemzuge ziehen wir Luft ein; so auch die Thiere. Selbst die Pflanzen würden ohne Luft weder grünen, noch blühen und Früchte tragen.

Die Luft ist nicht überall rein. In einer Stube, wo viele Menschen athmen, z. B. in einer Schule, wird die Luft unrein, und man muß solche Stuben lüften, im Winter wie im Sommer. Auf dem Lande ist die Luft reiner als in großen Städten. Auf den Bergen ist sie frischer als im Thale. Die obere Luft drückt auf die untere; diese wird dadurch dichter, die obere dagegen ist dünner. Man kann also sagen: je näher der Erde, desto dichter die Luft.

112. Niederschläge aus der Luft.

Immer enthält die Luft eine Menge von unsichtbaren Wasserdünsten, die sie aus der feuchten Erde, aus den Gewässern und vor allem aus dem Meere aufnimmt. Die in die Luft aufgestiegenen Dünste kommen aber wieder in verschiedener Form zur Erde zurück.

Der Thau, womit oft des Morgens früh die Pflanzen bedeckt sind, ist kein aus der Luft gefallener Regen, da er bei reinem und hellem Himmel am häufigsten sich zeigt, sondern besteht aus Wasser, welches sich aus der Luft unmittelbar an die Gegenstände absetzt. Bei größerer Kälte gefriert dieß Wasser zu Reif. In der nämlichen Weise schlägt sich an die Fensterscheiben eines warmen Zimmers, und zwar an der innern Seite derselben, der Dunst der feuchten Zimmerluft nieder,

und macht das Glas schwitzen oder überkleidet es mit mannigfach gestalteten Eisblumen.

Erfaltet die Luft, so scheidet sich das Wasser nur in ganz kleinen, dem Auge kaum sichtbaren Kügelchen aus, welche vermöge ihrer Leichtigkeit in der Luft schweben. Es ist dieß der Nebel, wie er vorzüglich nach feuchten Tagen in kalten Nächten sich bildet, oder im Herbst und Winter, wenn das Wasser wärmer als die Luft ist, einem Rauche gleich, über Flüssen und Seen aufsteigt. Der trübe Dunst über einem Gefäße mit heißem Wasser ist die nämliche Erscheinung, welche durch die Erkaltung der sich entwickelnden warmen Dämpfe hervorgebracht wird. — In der wärmern Jahreszeit erscheint der Nebel erst in der höhern kältern Luft und bildet die in mannigfaltigen Gestalten wechselnden Wolken. Daß diese wirklich nichts als Nebel sind, erkennt man beim Besteigen höherer Berge, deren Gipfel in Folge der starken Erkaltung oft von Gewölk verhüllt sind. Während die Wolken im Sommer sehr hoch steigen, streichen sie im Herbst und Winter gewöhnlich als feuchte Nebel an den niedrigsten Hügeln und selbst an der Erde hin.

Bereinigen sich die wässerigen Theile zu Tropfen, so fallen sie als Regen zur Erde nieder.

Zuweilen stiebt und sprüht derselbe in äußerst feinen Tröpfchen aus niedrig schwebenden Wolken, und heißt dann Staubregen.

Ein andermal fallen erst vereinzelt, dann aber anhaltende große Tropfen mit Geräusch; das ist der Platzregen, der zuweilen während eines Gewitters sogar in einen Wolkenbruch übergeht,

bei dem das Wasser sich in zusammenhängenden Massen über die Erde ergießt.

Wieder ein andermal ist der Himmel über und über mit einem trübgrauen Wolkenschleier bedeckt, welcher einen lang andauernden Regen verheißt. Derselbe rieselt bald in mäßigen Tropfen zur Erde, und wenn man denselben Tag mehrere Meilen weit reiste, man würde ihm nicht entgehen; das ist der Landregen.

Fällt endlich der Regen aus einer einzelnen Wolke, und treibt der Wind dieselbe rasch vorüber, so entsteht ein Strichregen.

Im Winter fällt statt des Regens Schnee zur Erde. Die Schneeflocken bestehen aus feinen, oft zu zierlichen Sternen geordneten Eisknabeln.

Die Eiskörner, die bisweilen im Sommer fallen, nennt man Hagel. Dieser verwüstet nicht selten die reichen Fluren des Landmannes und die Pflanzungen des Gärtners.

113. Der Regenbogen.

Zuweilen haben wir bei einem sanften Sommerregen auch freundlichen Sonnenschein. Wenn dann die Sonne der Regenwolke gegenüber steht und ihre hellen Strahlen in sie hineinsendet, so sehen wir einen gar schönfarbigen und prachtvollen Bogen am Himmel. Der Regenbogen ist das Zeichen und Zeugnis des Bundes, welchen Gott nach der Sündflut mit Noah und dem Menschengeschlechte schloß. Sieh den Regenbogen an und lobe den, der ihn gemacht hat!

Wie schön ist der siebenfarbige Regenbogen! Oben roth, dann dunkelgelb, darauf hellgelb, dann grün, darauf hellblau, dann dunkelblau und unten violett.

Weißt du auch, in welcher Himmelsgegend wir am Vormittage den Regenbogen sehen? Wo steht er, wenn wir ihn am Nachmittage erblicken? —

Stelle ein Glas mit Wasser so auf einen weißen Papierbogen, daß die Sonne darauf scheint, und sage, was du hinter dem Glase bemerkt hast!

114. Räthsel.

Von Perlen baut sich eine Brücke hoch über einen grauen See; sie baut sich auf im Augenblicke und schwindet, steigt sie in die Höh'.

Der höchsten Schiffe höchste Masten zieh'n unter ihrem Bogen hin. Sie selber trug noch keine Lasten und scheint, wie du ihr nahest, zu stehen.

Sie wird erst mit dem Strom und schwindet, so wie des Wassers Flut verstegt. So sprich, wo sich die Brücke findet, und wer sie künstlich hat gefügt?

115. Das Gewitter.

Oft sehen wir im Sommer dunkle, schwarze Wolken aufsteigen; der Wind treibt sie immer näher; das sind Gewitterwolken. Aus solchen fährt bisweilen Feuer, das man Blitz nennt. Er ist entweder gegen den Erdboden oder gegen eine andere Wolke gerichtet. Der Blitz schlägt meistens in hohe, spizige Gegenstände, wie z. B. Bäume, Türme und Häuser, und zündet sie bisweilen an. Es ist deshalb gefährlich, bei einem starken Gewitter im Freien unter den Bäumen zu stehen, um da Schutz zu suchen; denn man könnte leicht vom Blitze erschlagen werden. Nicht lange nach dem Blitzen hört man ein dumpfes Rollen, das man Donner nennt. Je näher das Gewitter ist, desto schneller folgt der Donner auf den Blitz. Manchmal folgt auf den Blitz augenblicklich ein

furchtbares Krachen, so daß die Fenster zittern; man sagt alsdann, der Blitz habe eingeschlagen. Während es stürmt, blitzt und donnert, fällt der Regen in Strömen zur Erde und macht das Land fruchtbar. Endlich ziehen die Wolken vorüber, gehen auseinander, der Himmel wird heiter, und die Sonne scheint wie vordem.

116. Verhaltensregeln beim Gewitter.

Wenn du bei einem Gewitter auf dem freien Felde bist, so stelle dich nicht unter die Bäume! Halte dich nicht in der Nähe hoher Gegenstände auf; auch darfst du nicht schnell laufen, fahren oder reiten. — Mache bei einem Gewitter kein Feuer an, sondern lösche das etwa schon brennende Feuer in der Küche schnell aus! Laß die Stubenthür offen stehen, doch so, daß kein Zug entsteht, und bleibe mehr in der Mitte der Stube, nicht an Mauern, Fenstern und Öfen!

Zum Schutze gegen den Blitz hat man den Blitzableiter erfunden, den man auf hohen Gebäuden, auch wohl auf Schiffen anbringt, um diese vor den schädlichen und gefährlichen Wirkungen des Blitzes zu schützen.

117. Feuerlöschmittel.

In den meisten Fällen löscht man das Feuer durch Wasser. Andere Löschmittel sind Erde, Sand und Asche. Werden nämlich solche Gegenstände in beträchtlicher Menge auf die brennenden Sachen geworfen, so bedecken sie die Oberfläche, und verhindern den Zutritt der Luft. Jedes Feuer erlischt, sobald man die Luft absperrt. Gerathen Schmalz, Öl

und Fett in Brand, so wendet man das Wasser nicht als Löschmittel an, sondern man wirft Mehl, Asche oder Sand darauf. Ist die fette Flüssigkeit in einem Gefäße, so drücke man schnell einen Deckel darüber. Durch den Deckel wird der Zubrang der Luft abgehalten.

Zuweilen ergreift das Feuer den Rauchfang. Bei vielen Rauchfängen befindet sich oben ein Deckel. Läßt man diesen fallen, so wird der Luftzug verhindert und das Feuer bald gelöscht.

Bei Waldbränden kann man das Umsichgreifen des Feuers nur dadurch hindern, daß man die zunächst stehenden Baumgruppen abholzt, und ringsherum Gräben aufwirft.

118. Erdtheile und Meere. (Die alte und die neue Welt.)

Die Erde hat an ihrer Oberfläche Erhöhungen und Vertiefungen. Die Vertiefungen sind groß und mit Wasser ausgefüllt. Dieses Wasser nennen wir Meer. Aus dem Meere ragt das feste Land empor.

Beinahe drei Viertheile der Erdoberfläche sind mit Wasser bedeckt.

Es gibt 2 mächtige, zusammenhängende Landmassen: eine östliche Landfeste oder die alte Welt, und eine westliche oder die neue Welt, die beide vom Weltmeere umspült werden. Die größte Landmasse ist auf der östlichen, die ausgedehnteste Wassermasse auf der westlichen Halbkugel.

Der östlichen Landfeste reihen sich nach Süd-Osten eine große Menge von Inseln an.

Die alte Welt besteht aus Asien, Afrika und Europa; die neue Welt heißt Amerika.

Im Norden nähern sich beide Landmassen einander bedeutend, so daß nur eine Meerenge Amerika von Asien trennt. Im Süden dagegen umgibt das offene Meer die entfernt liegenden Landmassen.

Am meisten ragt Südamerika in die Südsee hinein, und nach ihm die große Halbinsel Afrika. Beide Landmassen sind im Süden zugespitzt.

Die östliche Landfeste ist von der westlichen auf der einen Seite durch das stille Meer, auf der andern durch das atlantische Meer getrennt. Im äußersten Norden und im äußersten Süden sind die Eismeere.

Das Festland theilt man gewöhnlich in 5 Erdtheile. Diese sind: Europa, Asien, Afrika, Australien, Amerika.

Die ganze Erde ist von Westasten aus bevölkert worden. Amerika besteht aus zwei großen Massen, welche durch die Landenge Panama zusammenhängen, wie Asien und Afrika durch Suez. Zwischen Nord- und Südamerika bringt das westindische Meer ein, ähnlich wie das Mittelmeer zwischen Afrika und Europa.

119. Kolumbus.

A. Entdeckung Amerika's.

Vor 400 Jahren kannte man Amerika noch nicht. Erst im Jahre 1492 nach Christo ist es durch Kolumbus entdeckt worden. Dieser war in Genua geboren, wo sein Vater ein armer Tuchmacher war. Seine Erziehung war, wie sie bei dem Sohne eines Wollenwebers sein konnte; er lernte lesen, schreiben und rechnen, und fragte Wolle, bis er, seiner Neigung folgend, in seinem vierzehnten Jahre zur

See gieng. Je länger er sich auf der See befand, desto lieber ward ihm das Leben auf derselben. Es gibt keine Gefahr des Seelebens, die er nicht mit Muth und Geistesgegenwart bestanden hätte. Da in keinem Lande damals so viel Neues für einen Seemann zu lernen war, als in Portugal, so begab er sich dorthin, fuhr mehrmals nach der Westküste Afrika's, und heiratete endlich die Enkelin eines geschickten Seemanns. In den Tagebüchern und Karten, die er bei diesem Manne fand, studierte er nun fleißig, und alles bestärkte ihn in seiner Meinung, daß es nach Westen jenseit des atlantischen Meeres noch Länder geben müsse. Wie gern hätte er gleich die Unternehmung gewagt, aber es fehlte ihm an Geld, mehrere große Schiffe auszurüsten.

Zuerst wandte er sich an den König von Portugal; aber dem lag die Fahrt um Afrika zu sehr am Herzen; und da Kolumbus ein redseliger Mann war, so hielten der König und seine Diener alles, was er sagte, für Träumereien, und er wurde abgewiesen. Dann reiste er nach Genua, um seiner Vaterstadt die Ehre und den Vortheil der neuen Entdeckungen zuzuwenden. Aber die Rathsherrn meinten, er sei wohl nicht recht klug. Verdrießlich wandte er sich nach Spanien.

In Spanien regierten damals Ferdinand der Katholische und Isabella. Als Kolumbus das Königspaar mit der Bitte um einige Schiffe angien, erhielt er die Antwort, daß man jetzt kein Geld dazu übrig habe; er müsse sich noch gedulden. So wurde er sieben Jahre in Spanien mit leeren Versprechungen und Hoffnungen hingehalten, und mehr

als einmal wollte er schon vor Ungeduld abreisen. Endlich wurden durch die Gunst der Königin drei Schiffe ausgerüstet, mit denen er seine Entdeckungsreise antreten konnte. Wer war froher als Kolumbus! Schnell wurden 120 Mann angeworben.

Am 3. August 1492 fuhr die kleine Flotte aus dem Hafen von Palos unweit Cadix, und erreichte bald die kanarischen Inseln. Hier mußten die Schiffe ausgebeffert werden, worüber ein ganzer Monat verstrich. Dann gieng es in das weite, unbekante Meer; die Schiffe kamen in die heiße Zone und flogen, vom günstigen Winde getrieben, pfeilschnell dahin. Nachdem sie an 400 Meilen zurückgelegt hatten und die Schiffer immer noch kein Land sahen, wurde ihnen bange, und sie verlangten durchaus, daß Kolumbus umkehren sollte. Aber er blieb fest dabei, daß sie die Fahrt fortsetzen mußten; das Land könne nicht mehr fern sein. Wirklich zeigten sich auch oft Vögel, ja man sah eine Binsenpflanze, ein Brettchen, einen künstlich gearbeiteten Stock und einen Dornstrauch mit rothen Beeren auf der See treiben. Nun zweifelte Kolumbus nicht länger an der Nähe des Landes, befahl am Abend die Segel einzuziehen und die Nacht hindurch wachsam zu sein. Er selbst sah unverwandt nach Westen hin. Am 11. Oktober um 10 Uhr nachts bemerkte man in der Ferne ein Licht, welches sich von einem Orte zum andern fortbewegte, und des folgenden Tages entdeckte ein Matrose vom Mastkorbe aus in der ersten Morgendämmerung Land. „Land! Land!“ rief er freudig herab. Alle stürzten auf's Berdeck, und schrien jauchzend: „Land! Land!“ Eine Kanone wurde gelöst; ihr Donner machte den beiden anderen Schiffen die

Entdeckung bekannt. Sobald der Tag angebrochen war, sah man eine herrliche Insel daliegen, mit Bäumen und Gebüsch bedeckt. Kolumbus brachte Gott aus vollem Herzen ein Dankgebet dar, und freudig stimmten alle ein Lied an. In seiner Admirals-Uniform, den blanken Degen in der einen und eine Fahne in der anderen Hand, fuhr er dann auf einem Bote an's Land, nahm davon im Namen des Königs von Spanien Besitz und nannte die Insel St. Salvador, d. i. der heilige Erretter.

B. Kolumbus in Amerika.

Bald zeigten sich nun auch Eingeborne. Sie waren unbekleidet und bunt bemahlt, hatten eine rothbraune Haut und schwarze Haare. Anfangs liefen sie fort, nach und nach ließen sie sich bewegen, näher zu kommen, besahen mit Entzücken die ihnen dargebotenen Geschenke: Korallen, Glasperlen, Spiegel, Schellen und andere Kleinigkeiten, und zeigten durch ihre Gebärden, daß sie die Spanier für höhere vom Himmel herabgekommene Wesen hielten. Mit Freude bemerkten die Spanier, daß sie Goldbleche in den Ohren trugen; und sie forschten deshalb dem eigentlichen Goldlande nach. Kolumbus fuhr nach drei Tagen weiter nach Süden und entdeckte noch mehrere Inseln. Überall fand er denselben Menschenschlag einen noch nie gesehenen üppigen Pflanzenwuchs und in den hohen Bäumen Vögel mit dem prachtvollsten Gefieder.

Nach einer Fahrt von mehreren Tagen erreichte er die große Insel Kuba. Hier bemerkte er zuerst die Gewohnheit des Tabakrauchens, die sich nachmals fast über den ganzen Erdkreis verbreitet hat.

Von Kuba aus entdeckte er eine andere große Insel, welche von den Eingebornen Haiti genannt wurde. Er nannte sie Hispaniola, weil sie einige Ähnlichkeit mit Spanien zu haben schien. Die anfangs scheuen Einwohner wurden endlich vertraulich, und brachten mit den ehrfurchtsvollsten Gebärden Früchte, Wurzeln, Papageien und Fische herbei. Einer ihrer Häuptlinge besuchte den Kolumbus und besah das Innere des Schiffes mit größter Neugier. Auch hier hatten die Indianer viele Goldblättchen, die sie gern für eine Kleinigkeit hingaben. Kolumbus landete an mehreren Stellen dieser Insel; überall fand er dasselbe gutmüthige Volk. Ein Häuptling ließ ihn zu sich einladen und empfing die Spanier mit der freundlichsten Offenheit. Es wurde das Beste herbeigebracht, um sie zu bewirten.

Kolumbus ließ seine Leute Waffenübungen anstellen, und als die Indianer staunend zusahen, drückten jene auf seinen Wink ihre Flinten ab. Die Wilden waren außer sich vor Entsetzen, und als Kolumbus nun gar eine Kanone abbrennen ließ, stürzten sie vor Schreck zu Boden. Die Kugel hatte die Wand eines Schiffes durchbohrt. Die Wilden konnten gar nicht begreifen, wie die Kanone, die doch auf dem Lande geblieben sei, das Loch habe verursachen können. Jetzt waren sie um so fester von der himmlischen Abkunft der Fremden überzeugt, und fühlten sich sehr geehrt, daß Kolumbus auf ihrer Insel ein hölzernes Blockhaus bauen ließ, wozu sie willig Balken und Bretter zutragen halfen.

Nachdem Kolumbus die 39 Mann, die er in

dem Blockhause zurückließ, zu einem kühnen Betragen gegen die Eingeborenen ermahnt hatte, schiffte er sich nach Spanien ein, und nahm 12 Indianer, viele seltene Vögel und andere Erzeugnisse des Landes mit. In den folgenden Jahren segelte Kolumbus noch dreimal nach Amerika. Neidische Menschen aber verleumdeten den kühnen Mann, und er ward von den Spaniern mit Un dank belohnt.

120. Zurechtfindung.

Wir leben im Kaiserthum Oesterreich. Dieses liegt in Europa. Sehen wir auf die Karte, so finden wir rechts oder östlich von Europa Asien, links oder westlich das atlantische Meer. Nördlich ist das Eismeer, südlich das Mittelmeer (zwischen Europa und Afrika). Den Ländern, die rechts oder östlich von unserm Vaterlande liegen, scheint die Sonne früher als uns; von dorthier geht die Sonne auf. Den westlich von uns liegenden Ländern geht die Sonne später auf als uns. Haben wir z. B. 12 Uhr mittags, so haben die Schiffer auf dem atlantischen Meere noch Vormittag, die Bewohner von Asien aber schon Nachmittag.

Woher sehen wir, von unserm Wohnorte aus, die Sonne aufsteigen? Diese Gegend nennen wir Osten. Wo ist demnach Westen? — Wo Norden und wo Süden? —

Über welches Meer müssen wir, wenn wir gerade hin immer gegen Süden reisen? — Und an welchem Erdtheile landen wir, wenn wir diese Richtung fortsetzen? Nach welcher Richtung hin (von unserem Wohnorte aus) würden wir das atlantische Meer erreichen? — Würde einer, der immer weiter nach Osten reisete, auch Amerika erreichen? — Über welches Meer müßte er? — (Man darf dabei nie vergessen, daß die Erde eine kugelförmige Gestalt hat.)

121. Zwei Heimgekehrte.

1. Zwei Wandrer zogen hinaus zum Thor, zur herrlichen Alpenwelt empor. Der eine gieng, weil's Mode lust, den andern trieb der Drang in der Brust.

2. Und als daheim nun wieder die zwei, da kamen die Freunde alle herbei, die stellten Fragen ohne Zahl: „was habt ihr gesehn? Erzählt einmal!“

3. Der eine d'rauf mit Gähnen spricht: „Was wir gesehn? Viel Seltnes nicht. Ach Bäume, Wiesen, Bach und Hain und blauen Himmel und Sonnenschein.“

4. Der andere lächelnd dasselbe spricht, doch leuchtenden Blicks mit verklärtem Gesicht: „Ei Bäume, Wiesen, Bach und Hain und blauen Himmel und Sonnenschein!“

122. Die Bewohner der Erde.

Auf der Erde leben viele Millionen Menschen von verschiedener Gestalt und Hautfarbe. Menschen, wie wir, mit weißer Haut und rothen Wangen, wohnen in ganz Europa, noch weit nach Morgen hin in einem großen Theile von Asien, auch in jenem Theile von Afrika, der uns am nächsten liegt, und es sind ihrer selbst nach Amerika und Australien gezogen. Aber in Afrika wohnen die schwarzen Neger mit ihrem wollichten Kopfschwarz; in Amerika die kupferfarbigen Indianer; in Asien die gelben Mongolen mit ihrem dünnen schwarzen Haare und den kleinen, enggeschlizten Augen; und in Australien leben die braunen und wilden Malaien.

In den heißen Erdstrichen fällt nur auf den höchsten Gebirgen Schnee. In jenen Ländern stehen prächtige Wälder mit immergrünem Laube, und in den Wäldern schwirrt und lärmt es von buntfarbigem Papageien und mancherlei Affen, und der Boden bringt dort reiche und mannigfaltige Frucht,

ohne daß der Mensch viel zu säen und zu pflanzen braucht. Aber in den Wäldern lauern auch giftige Schlangen; Löwen, Lieger und andere reißende Thiere fallen selbst den Menschen an. In den kalten Erdstrichen aber wird es sogar den Tannen zu kalt; das Land ist unfruchtbar und öde; man kann viele Meilen weit gehen und trifft kaum einen Menschen. Doch in den Wäldern läßt Gott allerlei Pelzthiere leben, damit die Menschen sich warme Kleider verschaffen können zum Schutze gegen die Kälte, und so kalt es ist, so freuen sich doch auch dort die Leute ihres Lebens. Denn jedes Land hat seine Freude, aber auch seine Plage. So hat Gott es weislich eingerichtet.

Unter jedem Himmelsstrich vermag der Mensch zu leben; in den kältesten und heißesten Gegenden der Erde liebt er seine Heimat und sein Vaterland. Seine Natur richtet sich allmählich und immer mehr nach der Gegend, in welcher er lebt, und er weiß, durch seine Vernunft seinen Aufenthalt so bequem und angenehm zu machen, als es möglich ist. Das hat der Schöpfer gemeint, als er sprach: „Erfüllet die Erde und machet sie euch unterthan!“ —

123. Österreichisch-ungarische Monarchie.

Europa ist ungefähr fünfmal kleiner als Asien. Das wichtigste Reich in Europa ist für uns das Kaiserthum Österreich, unser Vaterland.

Wenn wir eine Karte Europa's betrachten, so finden wir, daß Österreich-Ungarn fast in der Mitte dieses Erdtheiles liegt.

Wir finden ferner, daß das Kaiserreich umgeben ist von italienischen und deutschen Ländern, von Rußland, von der Türkei und vom adriatischen Meere.

Im südwestlichen Theile des Reiches breiten sich die Alpen aus, das bedeutendste Gebirge in Europa. Aus den Alpen bekommt die Donau, welche durch die Mitte des Reiches strömt, ihre meisten Zuflüsse. Von dorthier kommen der Inn und die Enz. Dort, wo die Ausläufer der Alpen an die Donau treten, liegt Wien, die Hauptstadt des Reiches und die Residenz unsers Kaisers.

Von Wien strömt die Donau östlich durch die große ungarische Ebene, die im Norden von den Karpaten, im Osten von dem siebenbürgischen Hochlande begrenzt wird.

In der ungarischen Ebene vereinigen sich wieder große Flüsse mit der Donau, die Drau und Save aus den Alpen, die Theiß aus den Karpaten.

Nördlich von den Alpen, und zwar an der Westgränze des Reiches, erhebt sich der Böhmerwald; an der Nordgränze des Reiches erheben sich das Erzgebirge, das Riesengebirge und das mährisch-schlesische Gebirge. Aus dem Böhmerwalde fließt die Moldau zur Elbe, die im Riesengebirge entspringt, und in die Nordsee strömt. Vom mährisch-schlesischen Gebirge fließt die Oder nördlich der Ostsee, die March südlich der Donau zu.

Nördlich von den Karpaten strömt die Weichsel der Ostsee zu.

Die Alpen und Karpaten sind die höchsten Gebirge in Oesterreich. Die ungarische Ebene ist das Haupt-Tiefeland des Reiches.

124. Bestandtheile der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Die Monarchie besteht, wie schon der Titel sagt, aus zwei verschiedenen Gebieten, aus den öster-

reichischen und den ungarischen Ländern. Jene nehmen den Westen und Norden, diese den Osten und theilweise den Süden des ganzen Reiches ein, Jene haben den Gesamtnamen vom Erzherzogthume Österreich, diese vom Königreiche Ungarn. Mitten durch beide Gebiete fließt die Donau, der Hauptstrom der Monarchie.

Das Erzherzogthum Österreich zerfällt in Ober- und Niederösterreich. Weil die Enns die Gränze bildet, nennt man die Theile auch Land ob und unter der Enns. In Niederösterreich liegt die kaiserliche Haupt- und Residenzstadt Wien, in Oberösterreich Linz an der Donau.

Wenden wir uns vom Erzherzogthum nach Süden, so treffen wir das gebirgige Herzogthum Salzburg, und die eisenreiche Steiermark, die auch den Titel Herzogthum führt. Die steierische Hauptstadt Graz liegt an der Mur, dem Hauptflusse des Landes.

An Salzburg gränzt im Westen die gefürstete Graffschaft Tirol, an die sich das Land Vorarlberg schließt, der westliche Theil der Monarchie. Als Hauptstadt für beide gilt Innsbruck, das vom Junden Namen hat.

Zwischen Tirol, Salzburg und Steiermark liegt auf beiden Seiten der Drau das Herzogthum Kärnten mit der Hauptstadt Klagenfurt.

Südlich von Kärnten breitet sich an der Save das Herzogthum Krain aus, mit der Hauptstadt Laibach; daneben die gefürstete Graffschaft Görz mit Gradiska, die Seestadt Triest und die Markgrafschaft Istrien am adriatischen Meer.

An der Ostküste dieses Meeres erstreckt sich, ziemlich weit gegen Süden das Königreich Dalmazien. —

Wendet man sich vom Erzherzogthume Österreich gegen Norden, so trifft man das Königreich Böhmen mit der Hauptstadt Prag an der Moldau, und die Markgraffschaft Mähren mit Brünn. — An Mähren schließt sich im Norden das Herzogthum Schlesien an, das aus zwei getrennten Theilen besteht; als seine Hauptstadt gilt Troppau. Östlich von Schlesien dehnt sich das Königreich Galizien und Lodomerien aus, das außer der Hauptstadt Lemberg auch die alte polnische Königsstadt Krakau enthält. — Das Herzogthum Bukowina liegt unter den österreichischen Ländern am weitesten im Osten; seine Hauptstadt heißt Czernowitz.

Das Königreich Ungarn übertrifft an Ausdehnung seines Gebietes alle übrigen Bestandtheile der Monarchie. Durch seine weiten Ebenen strömen die Donau und die Theiß. — An der Donau liegen, einander gegenüber, die Hauptstadt Pest und die königliche Residenzstadt Ofen, welche durch eine großartige Kettenbrücke verbunden sind.

Um das Königreich Ungarn reihen sich das Großfürstenthum Siebenbürgen, die Militärgränze und die Königreiche Kroazien und Slavonien. — Die wichtigste Stadt des Großfürstenthumes ist Hermannstadt; die kroatisch-slavonische Hauptstadt heißt Ugram.

Alle diese Länder sind untrennbare Bestandtheile der österreichisch-ungarischen Erbmonarchie, über welche unser allergnädigster Kaiser Franz Josef I. seit 1848 regiert. Er stammt aus dem Hause Habsburg-Lothringen, die Heimat seiner habsburgischen Ahnen ist die Schweiz, die der Lothringer'schen das ehemalige Herzogthum Lothringen, welches heute zu

Frankreich gehört. Als Herrscher von Oesterreich führt er den Titel Kaiser. Der Doppeladler mit der Krone, dem goldenen Reichsapfel, Zepter und Schwert, ist das Zeichen der kaiserlichen Würde.

Als Gebieter über die ungarischen Länder führt er den Titel: König; er wurde auch als solcher in Pest mit der Krone des heiligen Stefan gekrönt, und residirt einen Theil des Jahres in der Königsburg zu Ofen.

An's Vaterland, an's theure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen! Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft, dort in der Welt steht du allein, ein schwaches Rohr, das jeder Sturm zerknickt. —

125. Die Alpen.

Einen großen Theil des österreichischen Landes durchziehen die Alpen. Sie sind das höchste und schönste Gebirge Europa's und bestehen aus vielen Gebirgsketten, zwischen welchen fruchtbare Thäler liegen. Hier wechseln Einöden voll rauher Felsen mit den reizendsten Landschaften. Da rieseln Quellen oder rauschen Wasserfälle von den Felsen herab; an den Bergabhängen ertönen die Glocken weidender Kinder oder Ziegen, und dazwischen klingt der fröhliche Gesang der Sennen. Am Fuße kahler Felswände sieht man kräuterreiche Wiesen, während hoch oben Eis- und Schneefelder ausgebreitet sind. Bescheint die Sonne bei ihrem Auf- oder Untergange die höchsten Kuppen der Alpen, so glühen sie manchmal wie Gold oder Purpur; man nennt diese Erscheinung das *Alpenglücken*.

Schmelzen die Schneemassen, welche sich angehäuft haben, so prangen die Thäler während des

Sommers im schönsten Grün. Je höher überhaupt die Alpen liegen, desto kräftiger und würzhafter ist in den Thälern ihr Gras. Das feinste und schönste Gras wird den Ziegen zutheil, weil sie die unzugänglichsten Felsen ersteigen.

In ihrer Geschicklichkeit im Klettern werden sie nur von den Gämsen übertroffen. Auch das Kind der Alpen weiß auf den Bergen zu klettern. An steilen Abhängen haben Kühe und Ochsen nicht selten förmliche Wege ausgetreten, auf denen sie sicher einherschreiten. Dafür sind aber auch die Hufe des Alpenrindes kräftiger und fester als die des Kindes in der Ebene.

In hochgelegenen Thälern bleibt selbst den Sommer hindurch der Schnee liegen. Hin und wieder schmilzt ein Theil, und das Wasser durchrieselt die Masse; jedoch überwinden kann die Wärme sie nicht.

Die Kälte verwandelt den halb aufgelösten Schnee in Eis; so entstehen Firne und Gletscher. Dieselben werden den Gämsjägern und Alpenwanderern oft gefährlich.

Größer ist noch die Gefahr, welche den Alpenbewohnern durch die Lawinen droht. Mit diesem Namen bezeichnet man Schneemassen, welche von den Hochgebirgen in die Tiefe stürzen. Dieselben bedecken oft stundenweit Wege und Thäler, hemmen den Lauf der Flüsse und verschütten ganze Ortschaften. Ihr Sturz verursacht so furchtbare Windstöße, daß auf weite Strecken Menschen und Häuser wie vom stärksten Orkan niedergeworfen werden. Lawinenstürze entstehen, wenn bei tiefem Schnee lüdes Wetter eintritt, was vorzüglich im Frühjahr der Fall ist.

Eine schöne Sitte trifft man bei den Hirten oder Sennen in einigen Gegenden des Schweizerlandes an. Ihr Alpenhorn, auf dem sie den Ruhreigen blasen, dient ihnen zu einem andern, gar feierlichen Brauch. Wenn nämlich die Sonne untergegangen ist und ihr Licht nur noch an den höchsten Bergesgipfeln glimmt, dann nimmt der Senne, welcher auf der höchsten Alm wohnt, sein Horn, benutz es als Sprachrohr und ruft: „Lobet Gott, den Herrn!“ Alle benachbarten Hirten treten, sobald sie den Ruf vernommen, aus ihren Hütten, nehmen ihre Alpenhörner und wiederholen dieselben Worte. Das dauert oft eine Viertelstunde lang fort, und von den Bergen und längs der Schluchten wiederhallt der Name Gottes. Endlich tritt feierliche Stille ein. Alle beten, kniend und mit entblößten Häuptern. Es ist ganz dunkel geworden.

„Gute Nacht!“ ruft der Senne auf der höchsten Alm durch sein Sprachrohr; „gute Nacht!“ tönt es wieder von allen Bergen und aus den Felschluchten. Dann legt sich jeder zur Ruhe nieder.

126. Aus dem Riesengebirge.

Das größte Gebirg in Böhmen ist das Riesengebirge und sein höchster Berg die Schneekoppe. Sie liegt 4500 Fuß, das ist 750 Klafter hoch über dem Meere und wird häufig von Naturfreunden bestiegen, die von oben herab das Land beschauen wollen.

Die obere Fläche der Koppe ist kahl, nur hier und da steht an geschützten Stellen ein Vogelbeerbaum (Eberesche). Der Boden ist mit Flechten überzogen, unter denen eine — der Teufelsbart besonders häufig vorkommt. Das isländi-

sch e Moos ist wegen seiner Heilkraft gesucht, eine dritte — das Beilchenmoos verbreitet einen lieblichen Duft. Auf den sumpfigen Hochwiesen wächst die Zwergkiefer, die man wohl auch mit dem Namen Knieholz bezeichnet.

Die Gehänge unter der Koppe sind mit dichtem Nadelwald besetzt, zwischen welchen sich hier und da schöne blumige Wiesen finden.

Dörfer gibt es auf der Höhe des Gebirges nicht; nur einzelne zerstreut liegende Häuser, die man *B a u d e n* nennt. Sie sind größtentheils nur im Sommer und von Hirten bewohnt, bei denen der Reisende ein willkommenes Obdach findet. Wer aber auch über den Winter in der Baude bleibt, der hat einen harten Kampf gegen das Wetter zu bestehen. Oft braust der Sturm auf den luftigen Höhen, daß man jeden Augenblick fürchten muß, er werde das Haus mit sich fortnehmen; oft legt sich der Schnee klasterhoch um das Haus, daß die Bewohner wochenlang nicht vor die Thür hinaus können. Da heißt es nun auf Gott vertrauen und geduldig ausharren, bis sich das Wetter zum Bessern wendet.

Im Sommer dagegen ist es eine Lust, oben auf dem Gebirge zu sein. Um Johannis treibt man das Vieh hinauf, damit es sich an den würzigen Kräutern labt. Da ertönen die Pfeifen der Hirten und fröhlicher Gesang und die Glocken der Künder und Ziegen nah und fern. Die Herde bleibt hier an vierzehn Wochen auf der Sommerweide. Da wird viel Butter und Käse bereitet, besonders der bekannte Koppenkäse, dem ein würziges Pulver von Majoran und Thymian beigemischt ist.

Und abends, wenn die Hirten in der Baude beisammensitzen, oder wenn es draußen recht wettet, da erzählen sie einander Märchen von Rübezahl, dem Berggeist, der den Nebel und das Gewitter macht und den Wanderer auf Irrwege führt, und mancher mag wohl unter ihnen sein, der die Märchen auch glaubt.

127. Die Donau.

Sie entspringt auf dem Schwarzwalde und durchströmt zuerst das Gebiet zwischen den Alpen und den deutschen Mittelgebirgen. Nachdem sie ihren Lauf durch Baden, Württemberg und Baiern beendet, nimmt sie bei Passau den Inn auf und tritt in das österreichische Gebiet. Auf der rechten Seite durch die Enz, Leitha und Raab, auf der linken durch die March, Waag und Gran verstärkt, fließt sie in östlicher Richtung bis Waizen. Von hier an wendet sie sich südlich, nimmt auf der linken Seite die Theiß, auf der rechten die Drau und Save auf und fließt abermals in östlicher Richtung durch die Türkei dem schwarzen Meere zu.

Die schönste Gegend, welche die Donau durchströmt, ist die zwischen Linz und Wien. Auf dieser Strecke beginnt der Strom, welcher bis dahin ungetheilt floss, kleinere und größere Inseln zu bilden. Dieselben sind mit Bäumen und Gebüsch aller Art bewachsen, die von wilden Gänsen und Anten, Kranichen, Möwen und andern Wasser- und Sumpfvögeln belebt werden. An den Ufern, oft tief im Gebüsch versteckt, und erst bei einer Wendung des Stromes sichtbar, liegen Dörfer und ein-

zelne Gehöfte. Auf den Kuppen der Berge prangen Schlösser, die weithin glänzen, oder stehen Ruinen, die an vergangene Zeit erinnern. Unterhalb des Städtchens Grein werden die Berge höher und steiler und treten enger an einander. Dichte Wälder werfen ihren Schatten auf den Strom, der in raschem Laufe seine dunklen Fluten mit weißen Schaumwellen krönt. Eine Insel, an deren Spitze ein Kreuz aufgerichtet ist, theilt hier das Wasser.

Auf der einen Seite bahnt sich der Strom mit Getöse einen Weg über Felsen; auf der andern Seite ist er wohl fahrbar, aber das Schiff eilt mit rasender Geschwindigkeit durch die Stromschnelle.

Das ist der Strudel und Wirbel bei Grein. Hinter dieser schauerlich schönen Stelle wird der Strom wieder ruhiger, die Ufer treten weiter zurück. Da, wo die Bielach mündet, erhebt sich über dem Markte Melk auf einem Granitfelsen das Benediktinerstift Melk, die ehemalige ungarische Gränzfestung und die spätere Babenberger Burg mit ihrer Fürstengruft.

In majestätischer Breite fließt der Strom weiter an Krems vorüber der Kaiserstadt Wien zu, die zu beiden Seiten eines Donauarmes liegt. Der „Donaukanal“ und ein zweiter Donauarm, das sogenannte „Kaiserwasser“, bilden hier die Leopoldstadt-Insel. Unterhalb Wiens werden die Ufer der Donau flacher, ebene Flächen treten an die Stelle der bewaldeten Höhen, und mehr als 3000 Fuß breit dehnt sich ihr Bett im Flachlande aus.

Aber noch einmal treten Gebirge an sie heran und verengen ihr Bett bei Alt-Orsowa, wo sie das österreichische Gebiet verläßt. In viele Arme getheilt, fließt sie dann langsamen Laufes dem schwarzen Meere zu.

128. Die wunderbare Brücke.

Kennst du die Brücke ohne Bogen
und ohne Joch von Diamant,
die über breiter Ströme Bogen
errichtet eines Greises Hand?

Er baut sie auf in wenig Tagen,
geräuschlos, du bemerkst es kaum,
doch kann sie schwere Lasten tragen,
und hat für hundert Wagen Raum.

Doch kaum entfernt der Greis sich wieder,
so hüpfst ein Knabe froh daher;
der reißt die Brücke eilig nieder,
du siehst auch ihre Spur nicht mehr.

Fünfter Abschnitt.

Aus der Geschichte.

129. Das Menschengeschlecht.

Auf der weiten Erde wohnen viele Millionen Menschen, verschieden an Gestalt und Farbe der Haut, an Bildung und Lebensart.

Nach der äußeren Beschaffenheit unterscheidet man fünf Menschenrassen, die weiße, gelbe, schwarze, rothe und schwarzbraune. Jene, welche eine weiße Hautfarbe haben, wie wir, heißen Kaukasier. An der gelben Farbe erkennt man die Mongolen, an der schwarzen die Neger oder Athiopen. Die Indianer sind roth und die Malaien schwarzbraun.

Nur die kaukasische Rasse ist über alle Welttheile verbreitet; sie besitzt die höchste Bildung und beherrscht die weitesten Strecken von Land und Meer. Ihr Hauptsitz ist Europa.

Nicht alle Menschen leben, wie wir, in Dörfern und Städten. Es gibt noch unzählige, welche gleich den Thieren, unter den Bäumen des Waldes, in den Höhlen der Berge, ja in Gruben des Erdbodens hausen, die sie aushöhlen. Diese kennen selten eine andere Nahrung, als was die Natur ihnen freiwillig bietet, wildwachsende Früchte und Thiere, die sie mit dem Pfeile erlegen oder mit dem

Neze fangen können. In warmen Gegenden gehen sie meist unbekleidet.

Solche Menschen haben nur dunkle und unrichtige Vorstellungen von Gott, kennen keine Gesetze und kein Vaterland. Man nennt sie Wilde.

Anderere gibt es wieder, welche es verstanden haben, Thiere zu zähmen; sie ziehen mit ihren Herden in weiten Grassteppen herum, und nähren sich von der Milch und dem Fleische derselben. Sie verstehen bereits für ihre Bedürfnisse Zelte aufzuschlagen und Kleider anzufertigen, leben in großen Familien zusammen und gehorchen den Stammesältesten. Doch bebauen sie kein Feld, lieben Raub und sind meist der Vielgötterei ergeben. Man nennt sie Hirtenvölker oder Nomaden.

Endlich gibt es solche Völker, die sich von den Früchten des Feldes nähren, das sie bebauen, und zugleich von dem, was ihnen das Hausthier bringt, das sie selbst gepflegt. Diese haben sich die ganze Natur dienstbar gemacht. Sie holen sich den Vogel aus der Luft, den Fisch aus dem Wasser; was auf der Erde wächst und in der Erde ruht, wissen sie für sich zu gewinnen. Sie bauen sich selbst feste Häuser, sammeln sich in Dörfern und Städten, geben sich Gesetze und gehorchen der Obrigkeit. Das Land, wo sie geboren und aufgewachsen sind, lieben sie als ihr Vaterland und vertheidigen es gegen seine Feinde.

Diese Völker bearbeiten die Naturprodukte auf kunstvolle Weise für den menschlichen Gebrauch, sie führen Waren in ferne Länder und bringen andere heim, sie treiben Gewerbe und Handel. Auch besitzen sie die Hauptgrundlage aller höhern Bildung, die

Kunst des Lesens und Schreibens, und können aus Büchern lernen, was sie nicht selbst gesehen und erlebt haben. Bei ihnen ist es Sitte, die wichtigsten Ereignisse aufzuzeichnen, um sie den Nachkommen zu überliefern; sie besitzen eine Geschichte. —

Wir rechnen unsere Geschichte von der Geburt Christi an. Aber man darf nicht meinen, als ob es vor der Geburt Christi keine gebildeten Völker gegeben hätte. Schon im grauesten Alterthume, lange vor unserer Zeitrechnung, haben die Phönizier an den Küsten des Mittelmeeres Handel getrieben, haben die Aegypter Pyramiden gebaut, die Assyrier, Babylonier und Perser große Städte und Reiche gegründet. Auch hat das Volk der Israeliten schon einen Gott verehrt, den es Jehova nannte.

Aber die gebildetsten Völker des Alterthums waren die Griechen und Römer; die ersteren theilten sich in viele Staaten, die letzteren stifteten ein großes Weltreich, dessen Hauptstadt Rom wurde.

Um Christi Geburt gehörte auch Palästina zum römischen Reiche. Den Griechen und Römern predigten die Apostel das Christenthum und Rom wurde der Sitz des Oberhauptes der christlichen Kirche. Die Sprache der Römer, die lateinische, ist heute noch die Sprache der katholischen Kirche.

Die alten Römer und Griechen sind zwar im Laufe der Zeit untergegangen, aber viele von ihren Werken in Kunst und Wissenschaft haben sich noch erhalten und werden von den gebildeten Völkern der Gegenwart angestaunt.

130. Der heilige Severin.

Zur Zeit der Geburt und des Lebens Christi gehörte unser Vaterland zum Reiche der Römer.

Das war das mächtigste Reich der damaligen Zeit. Etwa vierhundert Jahre nach Christi Geburt aber drangen wilde Kriegsvölker in dasselbe ein und erschütterten seine Macht. Diese raubenden Scharen kamen von Osten her und suchten namentlich die reichen Donauegenden heim. Die Römer vermochten nicht, die bedrängten Bewohner dieser Landstriche zu schützen, harte Knechtschaft wurde daher meist ihr Los.

In dieser Zeit erschien an den Ufern der Donau ein frommer Glaubensbote, namens Severin. Er kam aus fernem Morgenlande. Ein härenes Gewand bedeckte seinen Leib, und in der Hand trug er einen Stab mit dem Zeichen des Kreuzes. In der Nähe von Faviana, dem heutigen Wien, erbaute Severin seine Zelle. Von hier aus zog der heilige Mann lehrend, warnend und ermahnend in der Gegend zwischen Wien, Salzburg und Passau umher. Streng gegen die Lasterhaften, mild und hilfreich gegen die Bedrängten, erschien er allen als ein Gottesbote. Selbst den heidnischen Barbaren flößte er durch sein Auftreten Ehrfurcht ein. Nicht selten gelang es ihm, Gefangene loszubitten oder wenigstens ihr hartes Geschick zu mildern.

Einst traf er mit dem Häuptling einer gefürchteten Räuberhorde zusammen. Mit erhobener Stimme rief ihm Severin zu: „Gib mir deine Waffen!“ Der Räuber betrachtete ihn verwundert; der Eindruck jedoch, welchen der fromme Mann auf ihn machte, war so überwältigend, daß er die Waffen übergab. Severin segnete dieselben, und reichte sie ihm mit den Worten: „Führe sie künftig zur Ehre Gottes und zum Schutze des bedrängten Landes!“

Der Räuber war erschüttert und gelobte, den Befehl des heiligen Mannes zu erfüllen. Severin bekehrte ihn sammt seinen Genossen zum Christenthume.

Als hochbetagter Greis saß Severin einst vor seiner Zelle. Da schritt ein Jüngling von ungewöhnlicher Größe und Stärke auf ihn zu. Es war Oboaker, ein deutscher Fürst, der mit seinen Scharen nach Italien zog. Oboaker bat um den Segen des heiligen Mannes. Da erhob dieser seine Hände und sprach: „Siehe muthig nach Italien! du wirst ein mächtiger Fürst werden; die rauhen Felle, die deine Schultern bedecken, wirst du mit dem königlichen Purpur vertauschen. Allein nach kurzer Zeit wird ein stärkerer kommen und dir die Krone nehmen.“

Und was Severin vorausgesagt, gieng in Erfüllung. Oboaker ward König von Italien, aber nach einiger Zeit besiegte ihn Theodorich, König der Ostgothen.

Ungefähr um dieselbe Zeit starb Severin in dem Kloster, das er in der Nähe Wiens erbaut hatte. Seine Schüler brachten nach dem Wunsche des Heiligen seinen Leichnam nach Italien und begruben ihn in Neapel. Die Ortschaften Sievering und Heiligenstadt unweit Wiens erinnern noch heute durch ihre Namen an sein segensreiches Walten in dieser Gegend.

131. Der heil. Bonifazius.

Unter den Verkündigern der christlichen Lehre in Deutschland zeichnete sich besonders Winfried oder Bonifazius aus. Er kam aus England, wo das Christenthum bereits früher Wurzel gefaßt hatte. Schon in zarter Jugend besuchte er die Klosterschule seiner Heimat und erwarb sich durch Fleiß und kindliche Frömmigkeit die Liebe seiner Lehrer in

hohem Grade. Durch den Umgang mit seinen ehrwürdigen Lehrern war ihm der geistliche Stand lieb geworden, und er kannte keinen innigeren Wunsch als den, sein Leben der Verbreitung des Christenthumes zu weihen. Wohl hatte ihn sein Vater für ein weltliches Amt bestimmt; allein als dieser den frommen Eifer Winfrieds bemerkte, willigte er in dessen Entschluß und schickte ihn später auf eine höhere Schule. Nachdem sich Winfried dort mit gleichem Eifer für sein heiliges Werk vorbereitet hatte, sandte ihn der Papst nach Deutschland, damit er den heidnischen Bewohnern von Thüringen, Baiern, Hessen und Sachsen das Evangelium predige. Das that er denn auch mit großer Freudigkeit, wenn auch oft unter Lebensgefahr; und Gott segnete sein frommes Wirken.

Im Jahre 720 kam Bonifazius nach Hessen, an den Ort, der heute Geismar heißt. Dort befand sich eine große Eiche, die dem Donnergott geweiht war, und unter welcher die Bewohner der Gegend ihre Opfer darzubringen pflegten. Bonifazius ließ die Eiche, die von den Heiden für unverletzlich gehalten wurde, niederhauen. Niemand widersetzte sich diesem Vorhaben; denn man war der Meinung, der Donnergott werde den Frevel an seinem Heiligthum auf der Stelle bestrafen. Als aber die Eiche am Boden lag und keine Strafe erfolgte, da erkannten die Heiden die Nichtigkeit ihres bisherigen Glaubens und ließen sich taufen. An der Stelle aber, wo früher die Eiche stand, errichtete Bonifazius ein Kreuz, und das Holz des gefällten Stammes wurde zum Baue einer Kapelle verwendet, die Bonifazius dem heil. Petrus weihte.

Als siebenzigjähriger Greis, nachdem der Heilige bereits zum Bischof von Mainz erwählt worden war, gieng derselbe zu den Friesen. Mit jugendlichem Eifer predigte er auch hier, bekehrte tausende, zerstörte die Götzenbilder und gründete Kirchen und Schulen. Einst nun sollten die Neubekehrten in der Nähe von Doctum gefirmt werden. Der feierliche Tag erschien, das Frühroth sandte seine Stralen auf die Erde und die Gläubigen erwarteten freudig die feierliche Stunde. Unter die versammelten Christen hatte sich aber ein Haufe heidnischer Friesen gemischt. In dem Augenblicke, als Bonifazius die heilige Handlung beginnen wollte, stürzten die Heiden auf ihn und seine Gefährten. Da griffen die christlichen Jünglinge zu den Waffen, wollten auf die Feinde eindringen und ihren geliebten Lehrer schützen. Bonifazius aber rief ihnen zu: „Kinder, kämpfet nicht! das Wort Gottes verbietet uns, Böses mit Bösem zu vergelten. Jene dort können wohl den Leib, nicht aber die Seele tödten. Der Tag ist gekommen, den ich lange erwartet habe. Hoffet auf Gott, und ertraget muthig den Augenblick des Todes; denn ihr werdet mit Christo in Ewigkeit leben!“

So starb der fromme Mann — ein echter Wohlthäter der Menschheit — den Märtyrertod am 5. Juni 755.

132. Attila, der Hunnenkönig.

In dem Flachlande an der Theiß, das heute die Ungarn bewohnen, hauste einst das wilde Volk der Hunnen. Es war von Asien her eingewandert und setzte durch seine Raubsucht alle Nachbarvölker

in Schrecken. Schon ihr Anblick war widerwärtig. Klein von Gestalt und breitschultrig hatten sie tief-
 liegende Augen und vorstehende Backenknochen. Sie
 kannten noch nicht den Gebrauch des Feuers, son-
 dern verzehrten Wurzeln und rohes Fleisch. Sie
 hatten keine Wohnungen, sondern schweiften wild
 in Wald und Feld umher. Erst in Europa lernten
 sie für ihre Könige und Vornehmen hölzerne Hän-
 ser bauen. — Ihre Kleidung bestand meist aus
 zusammengenähten Fellen von Waldthieren, oder
 Stoffen, welche sie den gebildeteren Nachbarvölkern,
 den Deutschen, Griechen und Römern geraubt hat-
 ten. — Nur als Reiter waren sie gewandt und
 geübt im Gebrauche des Bogens und der Pfeile.
 An ihre hässlichen aber dauerhaften Pferde schienen
 sie wie angeheftet. Zu Pferde kämpften sie nicht
 nur, sondern kauften und verkauften, aßen und
 schliefen. Zu Pferde sammelten sie sich auch, wenn
 sie ernste Dinge besprechen wollten. — Da sie nicht
 säeten und pflügten, hatten sie keine bleibende Wohn-
 stätte; umherschweifend kannten sie keine Heimat,
 liebten sie kein Vaterland.

Über dieses Volk der Hunnen herrschte einmal
 ein König mit Namen Attila. — Der machte sich
 der Welt so furchtbar durch seine Raubzüge, daß
 ihn die Menschen seiner Zeit die Gottesgeißel nann-
 ten. Man glaubte sogar, daß an der Stelle, wo-
 hin der Huf seines Rosses getreten, kein Gras mehr
 wachse. Sein Aussehen verrieth deutlich die hunni-
 sche Herkunft. Er war kleiner Gestalt, breit von
 Brust, hatte einen dicken Kopf mit dünnen Haa-
 ren, eine stumpfe Nase und hässliche dunkle Haut-
 farbe. — Als König war er stolz, als Krieger

grausam; die Hunnen zitterten vor seinem Zorn, die fremden Völker fürchteten sein Schwert. —

Einstens wollte dieser Hunnenkönig den Kaiser von Rom und den von Konstantinopel seiner Herrschaft unterwerfen und sandte jedem diese Botschaft: „Attila, dein Herr, befehlt dir, sogleich einen Palast zu seiner Aufnahme einzurichten, weil er zu dir kommen will.“ Die beiden Kaiser antworteten nicht, sondern bereiteten sich zum Kampfe. Nun brach Attila mit seinen wilden Reiterscharen von Ungarn auf und wollte zuerst das römische Reich zerstören. Raubend und mordend kam er bis Oberitalien. — Die Bewohner des Landes flohen vor ihm auf die Inseln des Meeres, und legten damals den Grund zur jetzigen Stadt Venedig. —

Da trat ihm eines Tages Papst Leo mit mehreren Abgesandten der Römer entgegen und bat ihn, die schöne und reiche Weltstadt Rom zu verschonen. Der würdevolle Glanz des Hauptes der Christenheit, die feierliche, priesterliche Kleidung und das hohe Ansehen der Person flößten dem wilden Sunnenführer Ehrfurcht ein; sein gewohnter Trotz war gebrochen. In der Nacht darauf glaubte Attila im Traume die Apostelfürsten Petrus und Paulus zu sehen, wie sie ihm mit dem Tode drohten, wenn er der Bitte des Papstes nicht willfahre. — Am Morgen verkündete er seinen Entschluß, daß die Römer Frieden haben sollten, und er heimkehren wolle in sein Lager an der Theiß. — Den Papst Leo aber, dessen Wort die Stadt Rom gerettet hatte, bewunderte alle Welt und nannte ihn den Großen.

Attila starb bald darauf in seinem Lager. Seine Diener betrauernten ihn, indem sie sich die

Haare abschneiden und ihre Gesichte verwundeten, damit um den großen Krieger das Blut der Männer fließe. — An seiner Leiche stimmte man Lieder an von seiner Macht und seinen kriegerischen Thaten. Man legte den Todten in einen goldenen Sarg, diesen in einen silbernen, und beide in einen eisernen; auch seine erbeuteten Waffen, und den Schmuck seines Pferdes legte man mit in's Grab. — Damit niemand diese Schätze entdecke, begrub man den König bei dunkler Nacht und tödtete die, welche das Grab gemacht hatten.

Das Volk der Hunnen aber zerstreute sich nach Attila's Tode; selbst ihr Name verlor sich in der Geschichte. — Nur die Erinnerung an ihre Wildheit hat sich unter den Völkern Europa's erhalten.

133. Karl der Große.

Nach dem Verfall des großen Römerreiches waren die Franken das mächtigste Volk Europa's. An ihnen und ihrem Könige Pipin fand das Christenthum die kräftigsten Beschützer. Noch mächtiger als Pipin wurde sein Sohn Karl, der das fränkische Reich bedeutend vergrößerte. Fast ganz Deutschland und Frankreich, nebst einem Theile von Spanien und Italien war diesem mächtigen Herrscher unterworfen.

Seine lange Regierung — von 768 bis 814 — ist eine Reihe von Kämpfen mit hartnäckigen Feinden gewesen. Am heftigsten waren die Kriege mit den heidnischen Sachsen, welche Karl zum Christenthume bekehrte. Weil Karl überall als Schirmherr der Christenheit auftrat, setzte ihm Papst Leo III. am Weihnachtsfeste des Jahres 800 in der Peterskirche zu Rom die Kaiserkrone auf das Haupt, und

alles Volk rief: „Sieg und Leben dem erhabenen Karl, dem von Gott gekrönten großen und friedebringenden Kaiser!“

Karls Ruhm verbreitete sich über ganz Europa. Man nannte den gewaltigen Frankenkönig überall den Großen.

Eine ganz besondere Sorgfalt widmete Karl der geistigen Bildung seines Volkes. Er zog viele gelehrte Männer an seinen Hof, gründete Kirchen und Klöster, und verband mit letzteren Schulen. Um sich von den Fortschritten der Schüler zu überzeugen, besuchte der Kaiser selbst die Schulen, lobte die fleißigen, und tadelte die trägen. Da Karl in seiner Jugend nicht schreiben gelernt hatte, bemühte er sich diese Kunst noch im Alter zu erlernen. Aus Italien ließ er Sänger kommen, damit sie seine Franken im Kirchengesange unterrichteten.

Wie Karl der Große für das geistige Wohl seiner Unterthanen besorgt war, so förderte er nicht minder ihr sonstiges Wohlergehen. Zuerst ordnete er das Heerwesen. Die Reichen dienten zu Pferde, die andern zu Fuße. Die vorgeschriebenen Waffen: Schild, Lanze, Bogen und Pfeile mußte sich jeder selbst anschaffen. In jener Zeit geschah es gar oft, daß der Stärkere den Schwächern unterdrückte; Karl der Große sorgte dafür, daß in seinem Reiche jedem einzelnen sein Recht werde.

Am Rheine ließ er Aeben von edler Art pflanzen, und aller Orten sorgte er für die Hebung des Garten- und Feldbaues. Eine bleibende Residenz hatte Karl der Große nicht; er wollte immer da sein, wo seine Gegenwart nöthig war. Am liebsten hielt er sich zu Aachen im Rheinlande auf,

dessen warme Bäder ihn besonders anzogen. Hier gründete er auch die herrliche Marienkirche.

Karl der Große hatte in seinem hohen Alter den Schmerz, seine beiden hoffnungsvollen Söhne Pipin und Karl durch den Tod zu verlieren. Nur sein Sohn Ludwig überlebte ihn. Kurz vor seinem Tode berief Karl denselben nach Aachen, um ihn dem Volke als seinen Nachfolger vorzustellen. Auf dem Altar der Marienkirche legte er die Krone nieder und betete lange. Dann erhob er sich und ermahnte seinen Sohn vor allem Volke, immer Gerechtigkeit zu üben, die Schwachen zu schützen und die Kirche zu schirmen. Nachdem Ludwig feierlich gelobt, alle jene Pflichten getreulich zu erfüllen, hieß ihn Karl, sich mit eigener Hand die Krone aufsetzen.

Wenige Monate nachher, am 28. Januar 814, starb Karl der Große im 72. Jahre seines Alters, fromm und in den Willen Gottes ergeben mit den Worten Christi: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!“ Er wurde zu Aachen begraben, und zwar, wie man erzählt, im kaiserlichen Schmucke, sitzend auf dem Stuhle, die Krone auf dem Haupte, mit dem Kaiserschwerte umgürtet. Die Kirche feiert sein Andenken an seinem Sterbetage.

134. Markgraf Leopold der Erlauchte.

Der Landstrich im Donauthale zwischen der Enns und Erlaf hieß zu Kaiser Otto's Zeiten die Ostmark. Mark bedeutet Gränze; und weil dieser Landstrich die östliche Gränze des deutschen Reiches bildete, so erhielt er jenen Namen. Durch Gottes

Fügung wurde die Ostmark im Laufe der Zeiten ein großes Reich: Osterreich, unser Vaterland.

Einst wurde diese Ostmark von feindlichen Nachbarn hart bedrängt. In dem Tieflande zwischen der Donau und Theiß hatte sich nämlich das kräftige, aber ebenfalls noch heidnische Volk der Magyaren angesiedelt. Die Magyaren liebten den Kampf, und waren darin von Jugend auf geübt. Auf schnellen Pferden brachen sie in die benachbarten Länder ein und verbreiteten Schrecken unter den friedlichen Bewohnern.

Da dachte der deutsche Kaiser Otto daran, in die Ostmark einen starken Hüter zu stellen. Derselbe sollte nicht allein die Feinde mit dem Schwerte abwehren, sondern sie auch für das Christenthum gewinnen. Otto wählte 976 hiezu den tapfern und frommen Leopold aus dem ruhmreichen Geschlechte der Babenberger in Baiern.

Als der bereits sechzigjährige Markgraf Leopold zur Regierung kam, waren eben die Magyaren wieder in's Land eingedrungen. Mit festem Vertrauen auf Gottes Beistand sammelte Leopold seine Getreuen, und trieb den Feind über die Grenzen des Landes zurück.

Auf einem Felsen an der Donau baute er eine feste Burg, Melk, um dort zu wohnen, und an den Plätzen, die vom Feinde am stärksten bedroht wurden, ließ er ähnliche Burgen aufführen. Darin wohnten seine Tapfern, in Waffen geübt, und zum Kampfe gerüstet. Sobald sich der Feind zeigte, wurde er muthig angegriffen und abgewehrt. Da die Magyaren endlich sahen, daß sie den Widerstand Leopolds nicht zu brechen vermochten,

beunruhigten sie die Ostmark während seiner Regierung nicht länger.

Leopold war jedoch nicht nur ein starker Held; er war auch ein gläubiger frommer Christ. Eifrig sorgte er dafür, daß Geistliche sich im Lande ansiedelten, um den christlichen Glauben zu befestigen. Sie bauten Kirchen und Klöster, versammelten die Gläubigen zu gemeinschaftlichem Gottesdienste, verkündigten ihnen das Wort Gottes, spendeten die heiligen Sakramente und lehrten sie das Feld bauen.

So hat Leopold, den die dankbare Nachwelt den Erlauchten nennt, die Ostmark nicht allein vor ihren Feinden geschützt, sondern auch das Glück seiner Unterthanen gefördert, denn überall, wo christliches Leben waltete, da zog auch wahre Bildung und gedeihlicher Wohlstand ein.

Leopold starb nach einer segensreichen Regierung und wurde in seinem Stifte zu Melk begraben. Und so wie er ein Wohlthäter des Landes war, so sind es auch seine Nachfolger geworden. 270 Jahre lang herrschte das ruhmwürdige Geschlecht der Babenberger über Osterreich.

135. Rudolf von Habsburg.

Als der letzte Babenberger, Herzog Friedrich der Streitbare, gestorben war, brach über Deutschland eine unruhvolle Zeit herein. Mord wurde auf offener Straße verübt, friedliche Wanderer wurden beraubt, blühende Städte von Raubrittern und ihren Knechten eingeäschert; und kein Richter war zu finden, der solchen Gräueln gewehrt hätte. Jeder suchte sich selbst zu helfen, so gut er konnte.

Diesem traurigen Zustande wünschten die deutschen Fürsten ein Ende zu setzen; sie wählten daher den mächtigen Grafen Rudolf von Habsburg im Jahre 1273 zum deutschen Könige.

Im schweizerischen Kanton Aargau steht das Stammschloß Rudolf's, des Ahnherrn unseres kaiserlichen Hauses. Rudolf war ein eben so tapferer als frommer Herr, den Gott zu großen Dingen ausersehen hatte. Seine erste Sorge als König gieng dahin, die Raubritter zu züchtigen und überall im Reiche Ordnung herzustellen. Das Recht fand in ihm seinen kräftigsten Beschützer. Der reisende Kaufmann konnte während Rudolf's Regierung wieder ungefährdet seines Weges ziehen, und der Landmann in Frieden das Feld bebauen. So streng Rudolf als Richter gegen die Übelthäter war, so leutselig war er im gewöhnlichen Verkehr. Wenn ihm seine Rätthe zuweilen Vorwürfe darüber machten, daß er zu nachsichtsvoll und gütig sei, so pflegte er wohl zu sagen: „Ach, meine Freunde! es hat mich schon oft gereut, daß ich zu strenge war; nie aber soll es mich reuen, daß ich zu mild gewesen bin.“

Jeder seiner Unterthanen hatte freien Zutritt bei ihm. Einst, als die Wache einen schlichten Mann, der mit dem Kaiser zu sprechen wünschte, abwies, rief er ihr zu: „So laffet ihn doch eintreten! Bin ich denn zum Kaiser erwählt, daß man mich einschliesse?“ Als König besuchte er einen reichen Gärtner in Basel, den er früher kennen gelernt hatte; und einen Bürger aus Zürich, der ihm einst einen Dienst geleistet, nahm er freundlich in seinem Palaste auf.

Ehre und Manneswort waren ihm unver-

lezlich; und man sagte zu seiner Zeit von jemandem, der das gegebene Wort gebrochen: **Der hat Rudolfs Keblichkeit nicht.**

Als Rudolf von Habsburg sein Ende nahen fühlte, beschloß er, nach Speier, dem alten Begräbnißorte der deutschen Könige zu ziehen, um, wie er scherzweise bemerkte, seine Vorgänger zu besuchen. Er kam nur bis Germersheim; dort starb er im 74. Lebensjahre, am 15. Juli 1291. Sein Leichnam ward in Speier beigesezt.

136. Kaiser Rudolfs Zepfer.

Als Rudolf mit der Krone des Reichs gezieret war, da kam herangezogen der Fürsten edle Schar, zu schwören ihrem Kaiser den Eid der Treu' und Pflicht: da fanden sie das Zepfer des deutschen Reiches nicht. Drum wollten sie nicht schwören, und sprachen hin und her, und riethen mit einander, was da zu machen wär'. Da sieht ein Kreuzifixe Herr Rudolf an der Wand, das fasset er mit Eifer und nimmt es in die Hand; und beut es allen Fürsten zu küssen dar und spricht: „Bei diesem heil'gen Kreuze so schwört mir Treu' und Pflicht!“ Das haben sie geschworen; es ward das Kreuz ein Schutz des Herrscherstamms von Habsburg und seiner Feinde Trub.

137. Hartmann von Habsburg.

Es war am 21. Dezember des Jahres 1280, als ein Schifflein von Breisach den Rhein hinauffuhr. Dasselbe führte den Prinzen Hartmann, Kaiser Rudolfs achtzehnjährigen Sohn, mit vielen seiner Edlen nach Basel. Unter ihnen befand sich Graf Hochberg, Hartmanns liebster Spiel- und Kampfgenosse. Die froheste Stimmung hatte sich

aller bemächtigt; denn die Fahrt sollte ja an Kaiser Rudolfs Hof gehen.

Nur einer auf dem Schiff theilte die allgemeine Fröhlichkeit nicht; es war Graf Hochberg. Mit bangem Blick sah er auf die treibenden Eisschollen, die heftig an das Schifflein stießen, und leise betete er: „Gott im Himmel, schütze Rudolfs Sohn und uns!“

Bei Rheinau, wo der Strom durch mehrere Inseln getheilt wird, rückte die Gefahr mit jedem Augenblicke näher. Bald hemmten die Schollen den Lauf des Fahrzeugs. Auch die Fröhlichkeit der andern verstummte jetzt, als sie die drohende Gefahr erkannten. Ein heftiger Stoß, und das Steuerruder brach; ein zweiter, und das Schifflein ward von dem Wirbel erfaßt. Ein Augenblick vergieng, — und auf den schäumenden Wogen schwammen die Trümmer des zerschellten Fahrzeuges.

Aus den Fluten aber tauchte der greise Steuer- mann empor; in einem Arme hielt er Hartmann von Habsburg, mit dem andern theilte er die Wogen. Schon hat er das Ufer erreicht, schon klammert sich seine Hand an das rettende Gesträuch, — da wirft Hartmann noch einmal seinen Blick in das kalte Grab, dem er entronnen. Er erblickt den Freund, wie dieser mit den Wogen ringt, und mit dem Rufe: Hochberg! mein Hochberg! stürzt Hartmann zurück in die Wellen, um den Freund zu retten.

Gott hatte es anders beschlossen. Die Fluten bei Rheinau begruben Habsburgs edlen Sprossen Hartmann vereint mit seinem Freunde Hochberg.

138. Friedrich von Oesterreich und Ludwig der Baier.

Rudolfs Sohn Albrecht herrschte als erster Herzog aus dem habsburgischen Stamme über Oesterreich, und wurde nach seines Vaters Tode deutscher Kaiser. Unter Albrechts Söhnen war Friedrich der älteste, ein Herr von liebenswürdigen Eigenschaften und schöner Gestalt, weshalb man ihn allgemein den *Schönen* nannte. Als im Jahre 1313 der deutsche Thron erledigt war, hoffte Friedrich, daß die Kurfürsten ihn zum deutschen Kaiser wählen würden. Aber nur einige wählten ihn, während die andern seinem Vetter Ludwig von Baiern ihre Stimmen gaben. So stunden einander zwei Kaiser gegenüber, von denen jeder das Oberhaupt des deutschen Reiches sein wollte. Darum kam es zum Kriege.

Eine Hauptstütze Friedrichs von Oesterreich war sein Bruder Leopold, den man wegen seiner Tapferkeit und wegen seines Edelmutheß die Blume der Ritterschaft nannte. Ludwig von Baiern übergab den Oberbefehl über das Heer dem tüchtigen Feldhauptmann Schweppermann. Bereits hatte der Krieg einige Jahre gedauert, ohne daß einer der Gegner gewichen wäre. Da gieng dem milden Friedrich das Glend zu Herzen, welches über Land und Leute gekommen war. Er drängte seinen Gegner zu einer entscheidenden Schlacht.

Auf der Ebene bei Mühlendorf in Baiern trafen die Heere zusammen. Obgleich Friedrich und seine Ritter mit der größten Tapferkeit kämpften, gieng doch die Schlacht verloren; viele Ritter wurden

erschlagen, Friedrich wurde gefangen und auf ein festes Schloß geführt.

139. Friedrichs Treue.

Während der Schlacht bei Mühlborn war Leopold mit seinem Heere nur wenige Stunden vom Kampfsplatze entfernt, und wollte eben seinem Bruder zu Hilfe kommen. Wie schmerzte es ihn, als er erfuhr, daß alles verloren, und sein geliebter Bruder Friedrich gefangen sei! Darum war er eifrig bemüht, ihn zu befreien.

Friedrich war von aller Welt abgeschnitten, er hörte nichts von seiner treuen Gattin, die sich um ihn blind weinte, nichts von seinem Bruder, der ihn so gern gerettet hätte. Statt daß er sonst morgens auf seinem Ross in den Wald sprengte und Hirsche und Eber erlegen konnte, war er jetzt auf den engen düstern Schloßhof beschränkt.

Aber auch dem Kaiser Ludwig ergieng es nicht gut, er hatte viel Ungemach im Kriege ausgestanden, und noch immer gab es viele Leute, welche lieber den gefangenen Friedrich als ihn zum Kaiser gehabt hätten. Da erinnerte sich Ludwig, daß sein Jugendfreund Friedrich immer so treu und ehrlich gewesen war.

Eines Abends setzte er sich auf sein Ross, und ritt nach dem Schlosse, wo Friedrich gefangen saß. „Freund, sprach er, willst du frei werden?“ — „Frei?“ antwortete Friedrich, „so daß ich meine Gemahlin und meinen Bruder wiedersehen könnte: o dafür thäte ich alles.“ — Darauf sagte Ludwig: „Verzichte auf deine königlichen Rechte und bewege deinen Bruder Leopold, vom Kriege gegen mich

abzustehen.“ Nun eröffnete ihm Ludwig die Bedingungen, unter welchen er ihn frei lassen wolle. „Wenn du diese Bedingungen eingehst und mir versprichst, daß du dich wieder in die Gefangenschaft stellen willst, sobald du sie nicht halten kannst, dann bist du frei.“ Friedrich versprach es mit einem Eide, Ludwig ließ ihn frei und begleitete ihn noch bis an die Gränze.

Als aber Friedrich nach Hause kam, da fand er gar vieles anders, als er wünschte. Seine Gemahlin war blind, der Bruder war mit dem gegebenen Versprechen gar nicht zufrieden, und machte ihm Vorwürfe; ja es gab sogar Leute, welche behaupteten, ein solches Versprechen brauche man gar nicht zu halten. Friedrich war nicht im Stande, die von Ludwig gestellten Bedingnisse zu erfüllen, und so kam die Zeit, wo er in die Gefangenschaft zurückkehren sollte. Er selbst erschraf, wenn er an das Gefängniß dachte, worin er beinahe drei Jahre geschmachtet hatte. Als er Abschied nahm, da wollten alle die seinigen in Tränen über sein trauriges Schicksal vergehen; aber Treue und Eid galt ihm mehr als alles andere. Er riß sich los, und erschien vor Ludwig. Dieser war so gerührt von der Redlichkeit seines Freundes, daß er rief: „Komm, Friedrich, du sollst mit mir König sein!“ Und sie lebten von Stund an in Frieden und liebten sich wie Brüder.

140. Entstehung von Karlsbad.

Kaiser Karl IV. hielt sich am liebsten in seinem Königreiche Böhmen auf. Da war er einst, so wird erzählt, an einem heitern Tage auf

der Jagd. Die Hörner ertönten, und die schnellen Hunde verfolgten das Wild in dem Dickicht. Ein großer Hirsch wurde von einem Hunde verfolgt, wußte sich nicht zu retten, und sprang endlich von einem Felsen in ein vom Gesträuch verborgenes Wasser hinab. Der Hund eilte nach, aber kaum war er im Wasser, als er jämmerlich zu heulen anfing und sich bemühte heraus zu kommen. Die Jäger liefen herbei und fanden bald, daß der Hund in eine heiße Quelle gesprungen war. Der Kaiser ließ durch seinen Leibarzt die entdeckte Quelle untersuchen, und als dieser sie für nutzbar und heilbringend erklärte, ließ der Kaiser dort ein Jagdschloß erbauen. Karl selbst benutzte die Kraft des Heilbades, und ließ dort für Kranke ein großes Gebäude errichten. Auch erlaubte Karl, daß einige seiner Unterthanen sich in der Nähe ansiedelten. Und so entstand nach und nach das weltberühmte Karlsbad in Böhmen.

Böhmen hat dem Kaiser Karl viel zu verdanken. Er führte den Weinbau ein, förderte in den Ebenen den Landbau, im Gebirge den Bergbau, und machte die Moldau schiffbar.

Der damalige Kaisersitz war Prag, zu dessen Verschönerung Karl viel beitrug. In Prag gründete er 1348 die erste Hochschule im Reiche. Auch erbaute er dort den Dom zu St. Veit, die große steinerne Brücke über die Moldau und die berühmte Burg Karlstein.

141. Friedrich mit der leeren Tasche.

Um das Jahr 1415 regierte über Tirol Herzog Friedrich von Oesterreich. Durch mächtige Feinde

kam er in's Unglück; sie bedrängten ihn so hart, daß er sein Land verlassen und in die Fremde ziehen mußte. Viele österreichische Besitzungen in der Schweiz giengen verloren; unter diesen sogar das Stammschloß Habsburg im Aargau. Verfolgt und arm irrte Friedrich umher; man nannte ihn zum Spott den Friedel mit der leeren Tasche. Auf seiner Flucht gerieth er in Kaiser Sigmunds Hände, und während ihn sein mächtiger Beguer zu Konstanz gefangen hielt, forderte dieser Friedrichs Unterthanen auf, sich von ihrem rechtmäßigen Herrn loszusagen.

Die beiden Tiroler jedoch und einige Städte am Bodensee blieben dem Herzog treu. Als Sigmunds Abgesandte nach Innsbruck kamen und die Tiroler aufforderten dem fremden Herrscher zu huldigen, entgegneten diese: „Wir sind von Alters her gewohnt, unserm angestammten Fürsten den Eid der Treue zu leisten und diesen unverbrüchlich zu halten. Friedrich von Osterreich ist unser rechtmäßiger Landesherr, dem bleiben wir treu!“ Nach solcher Entgegnung kehrten die Boten unverrichteter Sache zu Sigmund zurück.

Inzwischen war es Friedrich gelungen, aus der unwürdigen Gefangenschaft zu Konstanz zu entfliehen. Hungernd und müde langte er um Mitternacht vor den Thoren seiner treuen Stadt Bludenz an. Friedrich bat um Einlaß, allein da man den Flüchtling in seiner Verkleidung nicht erkannte, wies ihn der Thorwächter ab; denn dieser hatte strenge Vorschriften erhalten, weil ein Überfall von des Herzogs Feinden zu befürchten stand. Ein Bürger der Stadt erkannte jedoch den geliebten Friedel an der Stimme, und jubelnd wurde er nun eingelassen.

Wie erschrocken der Thormächter, als er bemerkte, daß er den Herzog abgewiesen! Allein Friedrich beruhigte den gewissenhaften Mann und lobte ihn wegen seiner Sorgfalt.

Auch in Bludenz war seines Bleibens nicht lange. Nach kurzer Raft in der Burg seines Freundes Hans von Müllingen, wohin sich Friedrich von Bludenz aus begab, zog er auf's neue im Lande umher. Um die Gesinnung des Landvolkes zu erforschen, soll er, wie erzählt wird, im Pilgergewande nach Landeck gekommen sein, wo eben eine große Anzahl von Landleuten zur Kirchweih versammelt war. Auf einem freien Plage vor der Kirche trat er unter das Volk und schilderte in einem ergreifenden Liede die Schicksale eines unglücklichen Fürsten, der schuldlos von seinen Feinden verfolgt, und endlich seiner Lande beraubt, im größten Elende schmachten mußte. Die guten Landleute gedachten bei dieser Schilderung sogleich ihres unglücklichen Herzogs, und äußerten den Wunsch, ihn zu retten.

In diesem Augenblicke der höchsten Mithrung gab sich der Herzog zu erkennen. Ein lauter Jubel erschallt rings umher, und alle schwören, ihm treu zu bleiben bis in den Tod. Solche Treue ermutigte den Herzog, und er beschloß nach Innsbruck zu ziehen. Das war jedoch nicht so leicht; denn unterwegs traf er unerwartet noch viele Gegner. Bald mußte er in die einsame Wildnis des Dyttales flüchten, bald in einem Bauernhose Zuflucht suchen. Zwei Bauern giengen indessen auf Kundschaft im Lande umher, und ermahnten allenthalben die Landleute, ihres alten Herrn eingedenk zu sein. Nach mancherlei Gefahren und Mühseligkeiten langte endlich Herzog

Friedrich in Innsbruck an. Das Volk erhob sich aller Orten für ihn, und nachdem er sich zuletzt auch mit dem deutschen Könige Sigmund ausgesöhnt hatte, nahm er sein Land wieder in Besitz.

Mit leerer Tasche war Friedrich heimgekehrt; allein er wußte dieselbe durch weise Haushaltung zum Wohle seines Volkes zu füllen. Ein reich vergoldetes Kupferdach an seiner Kanzlei zu Innsbruck, welches heute noch unter dem Namen das „goldene Dach“ bekannt ist, gibt Zeugnis davon. Die schönste Erinnerung aber hat ihm sein treues Volk bewahrt. Noch heutigen Tages weiß der Tiroler von dem guten Herzog, dem lieben Friedel, gar manches zu erzählen.

142. Die Buchdruckerkunst.

Vor Alters gab es nur geschriebene Bücher. Vorzüglich die Mönche beschäftigten sich mit Abschreiben, und brachten es in der Schönschreibe-
kunst sehr weit. Solche Abschriften erforderten aber viel Zeit und Mühe; die geschriebenen Bücher waren deshalb auch sehr theuer. Eine Bibel kostete wohl einige hundert Gulden. Damals fand man nur Bücher bei Geistlichen und reichen Leuten. An Schulbücher war gar nicht zu denken; daher mußte der Unterricht auch höchst mangelhaft sein.

Später schnitt man in hölzerne Täfelchen allerlei Heiligenbilder und Figuren; diese bestrich man mit Farben und druckte sie auf Pergament oder Papier ab. Solche Holzschnitte waren anfangs sehr roh, die Zeichnung war kaum kenntlich. Bald schnitt man in Holz einzelne Wörter und Sprüche aus der Bibel, zuletzt sogar ganze Seiten. Sollten

blese nun gedruckt werden, so müßten gerade so viele Holztafeln da sein, als das Buch Seiten hatte. Jede Seite ward in eine Holztafel geschnitten, mit Schwärze bestrichen und dann abgedruckt. Ein so mühsames Geschäft gieng nur äußerst langsam von statten.

Da dachte ein deutscher Edelmann, Johann Gutenberg aus Mainz, darüber nach, ob es nicht möglich wäre, ein Buch zu drucken, wenn man die Buchstaben alle einzeln, von gleicher Größe aus Holz schnitzte, gehörig aneinander setzte, mit Farbe überzöge und abdruckte. Dieß müßte den Vortheil verschaffen, daß man nach dem Druck die Buchstaben wieder auseinander nehmen und für ein neues Buch gebrauchen könnte. Der erste Versuch gelang nicht nach Wunsch, weil die hölzernen Buchstaben leicht zersprangen.

Im Jahre 1450 trat Gutenberg mit Johann Fust (oder Faust), einem reichen Goldschmiede, und mit Peter Schöffer, Pfarrer zu Gemersheim, in Verbindung. Vereinte Kräfte wirken immer mehr als einzelne. Schöffer gab den Rath, die beweglichen Buchstaben (Lettern) einzeln aus Metall zu gießen, statt sie mühsam aus Holz zu schneiden. Auch stellte er aus Kienruß und Leinöl eine bessere Druckerschwärze her. Nun war die Erfindung vollkommener, und die Buchdruckerkunst schritt rasch vorwärts.

So war das Mittel erfunden, Kenntnisse und Bildung in kurzer Zeit nach allen Gegenden zu verbreiten,

143. Maria Theresia.

Nachdem Kaiser Karl VI. im Jahre 1740 aus diesem Leben geschieden war, bestieg seine einzige Tochter Maria Theresia den Thron von Oesterreich. Sie war damals 23 Jahre alt und mit dem Großherzog von Toskana aus dem Hause Lothringen vermählt. Unserm Vaterlande drohten in jener Zeit große Gefahren. Ringsum erhoben sich Feinde, welche der jungen Kaiserin den Besitz der Erblände streitig machen wollten. Sie glaubten, Maria Theresia werde, von den gewaltigen Rüstungen erschreckt, den Frieden mit schwerem Geld erkaufen. Wie hatten sie sich geirrt! Starkmüthig trat ihnen die Tochter Karls VI. entgegen und hielt fest an ihrem guten Rechte.

Maria Theresia hatte zwei starke Verbündete, die sie damals und ihr ganzes Leben hindurch nicht verließen: ein festes Gottvertrauen und die Liebe ihrer Völker. Jenes besaß sie von Jugend auf; diese wußte sie sich zu erwerben.

Als daher der preussische König Friedrich II. gegen Schlessien heranzog, als sogar französische und bairische Heere heranrückten; da folgten die treuen Völker begeistert dem Rufe ihrer erhabenen Kaiserin. Es kamen die kampflustigen Ungarn, und mit ihnen die andern Völker des Reichs. Das Vaterland wurde gerettet; nur ein Theil Schlessiens mußte an Preußen abgetreten werden.

Nach Beendigung des Krieges begann Maria Theresiens Sorge für die innere Wohlfahrt ihrer Länder. Sie förderte den Ackerbau, hob den Bergbau und belebte den Handel. Für die Leidende Menschheit gründete sie Spitäler, für arme verlassene

Kinder erbaute sie Waisenhäuser. All diese eifrigsten Bemühungen der großen Kaiserin waren auf das leibliche Wohl ihrer Unterthanen gerichtet; aber dieses allein sichert noch nicht das ganze Glück der Völker. Maria Theresia richtete ihre Sorge auch auf die Bildung der Jugend. Zunächst vermehrte sie die Volksschulen; sie ordnete an, daß in jeder Pfarre eine öffentliche Schule errichtet werde; sie ließ Schulbücher verfassen, die allgemein eingeführt und an arme Schulkinder unentgeltlich vertheilt wurden; sie war es, welche die Anordnung traf, daß die Kinder ihrer Unterthanen vom sechsten bis zwölften Lebensjahre Unterricht genossen. Auf diese Weise war Maria Theresia eine rechte Landesmutter.

144. Thugut.

Einmal fuhr die Kaiserin Maria Theresia auf dem Schiffe von Linz nach Wien. Mit Vergnügen beobachtete sie das fröhliche Treiben der Schiffsleute. Da gewarte sie unter diesen einen blühenden Knaben, der ihr wegen seines anstehenden Wesens besonders gefiel. „Wie heißt du?“ fragte ihn die Kaiserin: „Thunichtgut,“ antwortete der Knabe halb verlegen, halb erfreut darüber, daß ihn die Kaiserin anredete. „Wer sind deine Altern?“ fragte die Kaiserin weiter. „Die hab' ich nie gekannt,“ erwiderte traurig der Knabe. „Der gute Schiffer hat mich an Kindesstatt aufgenommen, und die Schiffsleute nennen mich scherzweise den Thunichtgut.“

Die Kaiserin ließ den Schiffer rufen, und nachdem dieser ebenfalls erzählt, daß der Knabe ein älternloses Kind sei, über dessen Herkunft

niemand Auskunft geben könne, sagte sie freundlich zu dem Kleinen: „Sag an, möchtest du nicht ein Thutgut werden?“ Mit freudestralenden Augen antwortete der Knabe: „O, das will ich immer sein!“

„Nun, wenn du Wort hältst, will ich für dich sorgen,“ sagte die Kaiserin. „Von heut an sollst du Thutgut heißen, und ich will deine Mutter sein.“

Die Kaiserin erfüllte ihr Versprechen, und auch der Knabe hat Wort gehalten. Maria Theresia ließ ihn sorgfältig erziehen und unterrichten, und in kurzer Zeit war er die Freude seiner Lehrer. Der arme Schifferknabe Thunichtgut wurde in der Folge der berühmte österreichische Gelehrte und Staatsmann Thugut.

145. Die Fußwaschung.

Es ist eine alte Sitte, daß unser Kaiser am grünen Donnerstage zwölf alten Männern die Füße wäscht. Die Kaiserin verrichtet dieß an zwölf alten Frauen.

Auch die große Kaiserin Maria Theresia pflegte diese fromme Handlung an zwölf alten armen Frauen zu verrichten, um hierdurch ein Beispiel christlicher Demuth und Liebe zu geben.

Unter der Zahl der Greisinnen, welche zur Fußwaschung bestimmt waren, befand sich einmal ein Mütterchen von 108 Jahren; aber die schwindenden Leibeskräfte verhinderten sie an der Fußwaschung theilzunehmen. Als die Kaiserin vernahm, begab sie sich in die armselige Hütte dieser alten Frau. Sie fand die Arme im Bett, schwach, kraftlos und unfähig, sich emporzurichten. Die Kaiserin grüßte die Alte, die vor Erstaunen und Rührung kaum ein

Wort sprechen konnte. Die hohe Frau verweilte einige Zeit bei ihr und gab ihr ein ansehnliches Geschenk. Die alte Frau lebte nur noch einige Wochen, und täglich betete sie zu Gott, daß er die gute Kaiserin noch lange zum Wohle ihrer Unterthanen erhalten möge.

146. Kaiser Josef.

Der Nachfolger der großen Kaiserin war ihr Sohn Josef II. Wie seine Mutter, so liebte auch er seine Völker mit ganzer Seele, und rastlos war er bemüht, das Wohl jedes seiner Unterthanen zu fördern. Wenn es galt, Unglücklichen beizustehen, war ihm Mühe und Gefahr nie zu groß.

Als einst zu Wien eine Feuersbrunst ausbrach, eilte Kaiser Josef schnell herbei und wagte sich zu nahe an ein brennendes Gebäude. Ein Handwerksmann sah die Gefahr des Kaisers und bat ihn, sich von diesem Orte zu entfernen. Als Josef aber doch noch zögerte, ergriff ihn der Handwerksmann, hob ihn in die Höhe und trug ihn an einen sichern Ort. Gleich darauf stürzte das Gebäude zusammen, und die glühenden Balken fielen gerade auf den Platz, wo der Kaiser gestanden war. Josef reichte dem Handwerksmann sogleich seinen mit Gold gefüllten Beutel. Der brave Mann nahm ihn aber nicht an, sondern sprach: „Was ich gethan habe, geschah aus Liebe, und die lasse ich mir nicht bezahlen. Darf ich aber um eine Gnade bitten, so möge es für meinen fleißigen, ehrlichen Nachbar verwendet werden, der so arm ist, daß er nicht Meister werden und sich das nöthige Handwerkszeug anschaffen kann.“ Mit Freuden erfüllte der Kaiser diese Bitte;

seinem Ketter zu Ehren aber ließ er eine goldene Denkmünze prägen.

147. Das Rezept.

Auch die Hütten der Armen suchte Kaiser Josef auf; manche Träne hat er dort gestillt und manchen Trost gespendet. Einmal ist er sogar Arzt gewesen, und hat eine kranke Frau auf gar eigene Weise gesund gemacht. Das geschah auf folgende Art.

Eine arme, kranke Frau sagte zu ihrem Söhnchen: „Kind, hole mir einen Doktor, ich kann es nicht mehr aushalten vor Schmerzen.“ - Der Knabe eilte aus dem Hause. Unterwegs aber fiel ihm ein, daß er Geld haben müsse, um die Arznei sogleich in der Apotheke bereiten zu lassen. Er wußte wohl, daß die Mutter nicht viel Geld vorrätzig hatte; auch mochte er nicht mehr umkehren. Wie er nun traurig durch die Stadt zur Wohnung des Arztes gieng, begegnete ihm der Kaiser. Der Knabe hielt ihn bloß für einen reichen Mann und dachte: Ich will's versuchen. „Gnädiger Herr,“ sprach er, „wollt Ihr mir nicht einen Gulden schenken? Seid so barmherzig!“ Der Kaiser dachte: Der macht's kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so darf ich nicht sechzigmal um den Kreuzer betteln. „Thut's denn nicht auch ein Zwanziger?“ fragte der Kaiser. Das Bublein sagte: „nein,“ und erzählte dem Kaiser, wozu er das Geld brauche. Der Kaiser gibt ihm den Gulden und läßt sich genau sagen, wie seine Mutter heiße und wo sie wohne.

Während das Bublein den Doktor aufsucht, und die kranke Frau zu Hause betet, der liebe

Gott wolle sie doch nicht verlassen, kommt der Kaiser in ihre Wohnung. Er war in seinen Mantel gehüllt, so daß man ihn nicht leicht erkennen konnte. Als er zu der kranken Frau in die Stube trat, in welcher es leer und trübselig aussah, meinte sie, es sei der Doktor. Der Kaiser sagte: „Ich will Euch ein Rezept schreiben.“ Und sie sagte ihm, wo des Knaben Schreibzeug sei. Also schrieb er das Rezept, legte es auf den Tisch und gieng fort.

Nach kaum einer Minute kam der rechte Doktor, den der Knabe geholt hatte. Die Frau verwunderte sich, als sie hörte, er sei auch ein Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon einer da gewesen und habe ihr etwas verordnet, dort liege das Rezept. Als der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sah, was der andere Arzt verordnet hatte, da gieng ihm freilich ein Licht auf. „Frau,“ sagte er, „Ihr seid einem guten Arzte in die Hände gefallen; der kann mehr als ich. Er hat Euch 25 Dukaten verordnet, zu erheben in dem Zahlamt, und darunter steht „Josef.“ Kennt Ihr den? Eine solche Arznei hätte ich Euch nicht verschreiben können!“ Da that die Frau einen Blick zum Himmel und konnte nichts anderes sagen, als: „Gott sei Lob und Dank!“ Der zweite Doktor verordnete ihr nun auch eine Arznei, die ihr bald wieder zu ihrer Gesundheit verhalf. Also hat der Doktor die kranke Frau kuriert und der Kaiser die arme.

148. Erzherzog Karl.

Zur Zeit, als Kaiser Franz regierte, trat in Frankreich ein großer Feldherr auf, namens Napoleon Bonaparte.

In seinem Übermuth wollte er fast alle Länder Europa's sich unterwürfig machen, aber Oesterreich stellte sich ihm entgegen.

Der berühmteste Feldherr des österreichischen Heeres war der Erzherzog Karl, ein Bruder des Kaisers Franz. Erzherzog Karl war nicht bloß ein tapferer Krieger, sondern auch ein menschenfreundlicher Herr. Dieß bewies er z. B. im Jahre 1796, als er am Rhein den Franzosen gegenüber stand.

Als der französische General Morceau (Morsio) tödlich verwundet in die Hände der Oesterreicher fiel, eilte Karl an das Sterbelager seines Gegners, bezeigte ihm die innigste Theilnahme, und sandte ihm seinen Leibarzt. Der General starb am folgenden Tage. Erzherzog Karl sandte die Leiche dem französischen Heere, erklärte die in österreichische Gefangenschaft gerathenen Waffengenossen des Verbliebenen frei, und gab selbst der Leiche ein Ehrengelcit. Die Franzosen beerdigten ihren Führer bei Koblenz, und donnerten ihm die üblichen Ehrensalven nach; aber auch die Oesterreicher traten auf Befehl des Erzherzogs in's Gewehr und erwiesen dem gefallenem Feinde die gleiche Ehre.

Später stand Erzherzog Karl zweimal Napoleon gegenüber, der inzwischen Kaiser der Franzosen geworden war. Bei Aspern an der Donau erschocht Karl am 21. und 22. Mai des Jahres 1809 einen glänzenden Sieg; einige Wochen darauf wich er bei Wagram der Übermacht des Feindes nach dem heldenmüthigsten Kampfe.

Erzherzog Karl war aber auch ein frommer Mann. Tapferkeit und Frömmigkeit sind nicht selten

vereinigt. In den Tagen des Friedens besuchte der Erzherzog täglich die heilige Messe, und empfing oft die heil. Sakramente. Auf den Tod gut vorbereitet zu sein, war seine Haupt Sorge. Er hat deshalb öfters seinen Arzt, man möchte ihm ja nicht verheimlichen, wenn es etwa mit ihm einmal gefährlich stünde. „Rufen Sie mir dann zu,“ sprach er heiter: „Auf, alter Soldat! Jetzt ist's Zeit zum Einrücken!“

149. Hochherzigkeit.

Als Erzherzog Karl im Jahre 1800 nach Böhmen reiste, um bei dem Heere, welches gegen die Franzosen focht, den Oberbefehl zu übernehmen, traf er in der Nähe des blutigen Schauplazes viele Verwundete. Mühsam schleppten sich einzelne fort, andere hatte man auf Gepäckwagen untergebracht. Wegen Mangel an Pferden hatten sich Soldaten an die Wagen gespannt, um ihre armen Kameraden vor der Gefangenschaft zu retten.

Eben nahe eine Anzahl österreichischer Geschütze dem traurigen Orte, an dem sich die Hilflosen befanden. Sie waren auf eiligem Rückzuge begriffen, und die verfolgenden Franzosen nahen bereits. Da befahl der edle Erzherzog, die Pferde von den Geschützen abzuspannen, und sie vor jene Wagen zu bringen. Mit menschenfreundlichem Eifer rief er aus: „Diese braven Männer verdienen es wohl mehr, gerettet zu werden, als ein paar Kanonen!“

Als sich die österreichischen Geschütze bereits im Besitz der Franzosen befanden und der französische Befehlshaber Moreau (Moroh) dieses hochherzige Wort des Erzherzogs vernahm, befahl er sogleich, dieselben den Österreichern zurückzugeben.

„Denn,“ sagte er, „ich will keine Kanonen erbeuten, die aus so menschenfreundlichen Beweggründen zurückgelassen worden sind.“

150. Die bürgerliche Gesellschaft.

Vater, Mutter und Kinder machen eine Familie aus. Der Vater ist das Oberhaupt derselben, er sorgt für die Bedürfnisse der seinen und leitet ihre Angelegenheiten.

Weil nach dem Rathschlusse Gottes ein Mensch des anderen bedarf, so vereinigten sich schon in alter Zeit die Familien mit einander; sie bildeten größere Vereine, in denen gleiche Sprache, Sitten und Gebräuche anzutreffen waren. Man nennt in dieser Weise vereinigte Menschen ein Volk. Der Raum auf der Erde, den ein Volk bewohnt, heißt sein Land. Alle Familien eines Volkes, oft auch mehrere Völker zusammen bilden den Staat. Dieser steht unter einer gemeinsamen Leitung und Aufsicht der Regierung. Dieselbe sorgt durch weise Gesetze und Einrichtungen für das Wohlergehen der Staatsbürger, für Ordnung und Sicherheit im Lande.

So wie die Familie eines Hauptes bedarf, so kann auch der Staat ohne ein Oberhaupt nicht bestehen. Dieses Oberhaupt ist in unserem Lande der Kaiser — der Landesvater. Die Vertheidigung des Landes gegen Feinde leisten die Söhne des Volkes im Kriegsheere. Zur Bestreitung der Ausgaben für das Heer und die Diener des Staates, so wie für öffentliche Anstalten, zahlen die Unterthanen Steuern und Abgaben. Das ist eine Anordnung Gottes; darum sprach der Heiland:

„Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“

Da der Landesfürst von Gott eingesetzt ist, so sind wir ihm Gehorsam, Treue und Ehrfurcht schuldig. Die heilige Schrift befiehlt uns: „Fürchtet Gott und ehret den König!“

So haben es unsre Väter in guten wie in bösen Tagen gehalten, und darum wollen wir ihren Wahlspruch nie vergessen: „Mit Gott für Kaiser und Vaterland!“ —

151. Das Kaiserlied.

(Österreichische Volkshymne.)

Gott erhalte, Gott beschütze
 unsern Kaiser, unser Land!
 Mächtig durch des Glaubens Stütze,
 führ' Er uns mit weiser Hand!
 Laßt uns seiner Väter Krone
 schirmen wider jeden Feind:
 Innig bleibt mit Habsburgs Trone
 Österreichs Geschick vereint.

Fronm und bieder, wahr und offen,
 laßt für Recht und Pflicht uns steh'n;
 laßt, wenn's gilt, mit frohem Hoffen
 muthvoll in den Kampf uns geh'n
 eingedenk der Lorbeerreifer,
 die das Heer so oft sich wand: —
 Gut und Blut für unsern Kaiser,
 Gut und Blut für's Vaterland!

Was des Bürgers Fleiß geschaffen,
 schütze treu des Kriegers Kraft;
 mit des Geistes heit'ren Waffen
 siege Kunst und Wissenschaft!
 Segen sei dem Land beschieden,
 und sein Ruhm dem Segen gleich:
 Gottes Sonne stral' in Frieden
 auf ein glücklich Österreich!

Laßt uns fest zusammenhalten:
 in der Eintracht liegt die Macht;
 mit vereinter Kräfte Walten
 wird das Schwerste leicht vollbracht.
 Laßt uns, Eins durch Brüderbande,
 gleichem Ziel entgegengeh'n;
 Heil dem Kaiser, Heil dem Lande:
 Österreich wird ewig steh'n!

Inhaltsverzeichnis.

Erster Abschnitt.

Erzählungen, Lieder, Sprüche.

	Seite
1. Alles mit Gott	3
2. Fleiß und Ausdauer	—
3. Lob der Arbeit	4
4. Kann man's allen Leuten recht machen?	—
5. Gott macht alles gut	5
6. Ein bekehrter Neger	6
7. Bescheidenheit siegt	8
8. Der Magnet	9
9. Die Finger	10
10. Redlichkeit bringt Segen	11
11. Geizigfameit	15
12. Kindesliebe und Vaterfreue	—

	Seite
13. Wer gibt nach?	16
14. Morgenlied	17
15. Boltetade	18
16. Der Pfau und der Haushahn	20
17. Der bestrafte Geiz	—
18. Rabe und Fuchs	22
19. Räthsel	23
20. Der Kaufmann und der Seemann	—
21. Mahnung	—
22. Der Lahme und der Blinde	24
23. Abendlied	—
24. Das Gespenst	25
25. Führe uns nicht in Versuchung	26
26. Gute Rechnung	27
27. Das Bergsmeinnicht	28
28. Zufriedenheit	30
29. Sparsamkeit	—
30. Dreierlei Fremde	31
31. Die Schatzgräber	32
32. Das Kied vom Samenkorn	33
33. Räthsel	34
34. Der Hund und der Wolf	—
35. Berufstreue	35
36. Die beiden Wanderer	36
37. Sorget nicht!	37
38. Ernunterung	38
39. Preis des Schöpfers	39

Zweiter Abschnitt:

Mittheilungen aus dem Thierreiche.

	Seite
40. Der Löwe	40
41. Unsere einheimischen Wandthiere im Winter	41
42. Das Kind	44
43. Das Schaf	45

44. Die Maus	74
45. Der Maulwurf	—
46. Der Hase	49
47. Kaninchen und Frettchen	50
48. Der Hamster	52
49. Das Rennthier	53
50. Das Schwein	56
51. Der Hund	57
52. Die Säugethiere	60
53. Das Haushuhn	63
54. Fremde Hühnerarten	64
55. Der Vogel Sorge für ihre Jungen	67
56. Das Singen	69
57. Das Rothkehlchen	70
58. Die Nachtelze	71
59. Unsere kleinsten Vögel	72
60. Der Kiebitz	74
61. Die Vögel	75
62. Der Frosch	79
63. Die Eidechsen	82
64. Die Blindschleiche	83
65. Die Amfibien	85
66. Die Forelle	86
67. Der Stöckling	87
68. Die Fische	89
69. Der Waikäfer	—
70. Die Biene	90
71. Die Kornmotte	92
72. Der Seidenspinner	93
73. Die Raupe	95
74. Die Spinne	96
75. Der Krebs	98
76. Die Insekten	99
77. Der Regenwurm	100
78. Der Blutegel	101
79. Die Schnecken	102

Dritter Abschnitt.

Von einigen Pflanzen und Mineralien.

	Seite
80. Die Pflanzen	104
81. Die Blumen	105
82. Der Lein oder Flachs	108
83. Der Apfelbaum	110
84. Der Birnbaum	111
85. Die Eiche	114
86. Die Fichte	115
87. Der Haselstrauch	117
88. Der Holunderstrauch	118
89. Das Korn (der Roggen)	—
90. Das Samenorn	120
91. Die Giazinthe	121
92. Moose und Flechten	123
93. Die Schwämme oder Pilze	124
94. Giftpflanzen	126
95. Die Salze	128
96. Brennbare Stoffe, die aus der Erde gegraben werden	130
97. Das Leuchtgas	131
98. Kupfer und Messing	133
99. Der Kalk	134
100. Der Bergbau	136

Vierter Abschnitt.

Aus der Natur- und Erdfunde.

	Seite
101. Die Welt	138
102. Sonnenschein	139
103. Das Licht der Sonne	—
104. Sonne und Mond	140

	Seite
105. Morgenwanderung	143
106. Die Sonne während eines Jahres	—
107. Des Winters Flucht	145
108. Die Erde und die Sonne	—
109. Der Frühling als König	147
110. Der Mond und seine Erscheinungen	148
111. Die Luft	149
112. Niederschläge aus der Luft	150
113. Der Regenbogen	152
114. Räthsel	153
115. Das Gewitter	—
116. Verhaltungsregeln beim Gewitter	154
117. Feuerlöschmittel	—
118. Erdtheile und Meere. (Die alte und die neue Welt)	155
119. Kolumbus	156
A. Entdeckung Amerika's	—
B. Kolumbus in Amerika	159
120. Zurechtfindung	161
121. Zwei Heilgekehrte	162
122. Die Bewohner der Erde	—
123. Österreichisch-ungarische Monarchie	163
124. Bestandtheile der österreichisch-ungarischen Monarchie	164
125. Die Alpen	167
126. Aus dem Riesengebirge	169
127. Die Donau	171
128. Die wunderbare Brücke	173

Fünfter Abschnitt.

Aus der Geschichte.

	Seite
129. Das Menschengeschlecht	174
130. Der heilige Severin	176
131. Der heilige Bonifazius	178
132. Attila, der Hunnenkönig	180
133. Karl der Große	183

134. Markgraf Leopold der Erlauchte	185
135. Rudolf von Habsburg	187
136. Kaiser Rudolfs Szepter	189
137. Hartmann von Habsburg	—
138. Friedrich von Oesterreich und Ludwig der Vater	191
139. Friedrichs Leene	192
140. Entstehung von Karlsbad	193
141. Friedrich mit der leeren Tasche	194
142. Die Buchdruckerkunst	197
143. Maria Theresia	199
144. Thugut	200
145. Die Fußwaschung	201
146. Kaiser Josef	202
147. Das Rezept	203
148. Erzherzog Karl	204
149. Hochherzigkeit	206
150. Die bürgerliche Gesellschaft	207
151. Das Kaiserlieb	208

ÚK VŠP HK



100000201838

Aus der Druckerei des k. k. Schulbücher-Verlags für Böhmen.
